Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

45. Jahrgang 14. März 1931 Nummer 6

Inhalt

Karfreitags-Sehnsucht . . . . . Martin Rade

Evangelisches Christentum, Nationalsozialismus, Freimaurertum . . . . . Erich Meyer

Aphorismen zur heutigen Theologie. 3. Mehr Ethik . . . . . Walther Nithack-Stahn

Soll ich Theologie studieren? . stud. phil. Dorothea Karin Heitmüller

Vom Wesen des Glaubens . . . . . Von einem katholischen Laien

Dr. Heinrich Lhotzky . . . . . Bertha Nafziger / Paula Knauf

Eine zweite Krise bei Franz Werfel . . . . . Hans Schimmelpfeng

Brot (Karl Heinrich Waggerl) . . . . . Hanns Arens

Schelling (Knittermeyer) . . . . . Carl Mensing

Luthers Lieder mit Noten und Bildern. . . . . Rudolf Günther

Interessantere Predigten (Klein, Moldaenke, Eger, Lehmann, Balla) . . . . . Friedrich Niebergall

Erschwerung der Freundschaftsarbeit . . . . . Karl Müller

Zu Petersons Übertritt zur römischen Kirche . . . P. Schaefer

Der liebe Gott im Negerspiel . . . . . Marie Frick

Bücher und Schriften – Wöchentliche Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Ostergabe

für die Freunde der Christlichen Welt!

15% Rabatt

auf die nachstehend verzeichneten Schriften der

Bücherei der „Christlichen Welt“

Der Vorzugspreis ist bis zum 15. April 1931 gültig

Otto Baumgarten: Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche 2.50

Karl Bornhausen: Wir heißen's fromm sein. Ein Beitrag zur Religion der Goethezeit . . 2.—

Karl Bornhausen: Vom christlichen Sinn des deutschen Idealismus . . . . . vergriffen

Karl Bornhausen: Faustisches Christentum 1.—

Karl Budde: Jesaja's Erleben. Eine gemeinverständliche Auslegung der Denkschrift des Propheten (Kap. 6, 1—9, 6) . . . . . 5.—

Ernst Cahn: Christentum und Wirtschaftsethik —.80

Theodor Devaranne: Der gegenwärtige Geisteskampf um Ostasien . . . . . 3.—

Bernhard Dörries: Der ferne und der nahe Gott. Eine Auseinandersetzung mit der Theologie Karl Barths . . . . . 4.—

Erich Foerster: Kirche und Schule in der Weimarer Verfassung 1.50

Emil Fuchs: Predigten eines religiösen Sozialisten . . . . . 3.50, geb. 5.—

Carl Haeberlin: Geschlechtsnot und Seelsorge 2.50

Adolf von Harnack: Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas. Sechs Vorlesungen 2.50

Heinrich Hermelink: Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart. Dritte Auflage . . . . . vergriffen

Wilhelm Herrmann: Dogmatik . . . 2.50

Heinrich Hoffmann: Religiöser Individualismus und religiöse Gemeinschaft im Christentum 2.—

Karl König: Das Schicksal. Eine Auseinandersetzung mit den Grundtatsachen menschlicher Existenz. 2.50

Marx / Kant / Kirche. Verhandlungen des Bundes für Gegenwartchristentum 1924 / Vorträge von Heinz Marr, Hinrich Knittermeyer, Paul Luther und Aussprache . . . . . 3.—

Emil Ott: Liturgische Feiern. Sechzehn erprobte Entwürfe . . . . . 4.—

Rudolf Otto: West-Östliche Mystik. Vergleich und Unterscheidung zur Wesensdeutung / Zweite, ergänzte Auflage . . . . . 9.—, geb. 12.—

Otto Perl: Krüppeltum und Gesellschaft im Wandel der Zeit . . . . . 2.—

Martin Rade: Glaubenslehre.

I. Band: 1. Buch: Von Gott . . . . . 4.—
2. Buch: Von Christus . . . . 4.—
Beide Bücher in einen Ganzl.-Band gebunden 10.—
II. Band: 3. Buch: Vom Geist 8.—, Ganzl. geb. 10.—

Vierzig Jahre Christliche Welt. Rade-Festgabe. Zusammengestellt von Hermann Mulert. 6.—, in Ganzl. geb. 8.—

Otto Ritschl: Theologische Briefe an Martin Rade 3.60

Paul Schütz: Religion und Politik in der Kirche von England . . . . . 1.—

Heinrich Spiero: Die dreifache Krise der deutschen Evangelischen Kirche 1.50

Ernst Troeltsch: Die Sozialphilosophie des Christentums 1.50

Georg Wünsch: Gotteserfahrung und sittliche Tat bei Luther 1.50

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 6 — Gotha, 14. März 1931 — 45. Jahrgang

Inhalt: Karfreitags-Sehnsucht [Sp. 241] — Evangelisches Christentum, Nationalsozialismus, Freimaurertum [Sp. 243] — Aphorismen zur heutigen Theologie. 3. Mehr Ethik [Sp. 245] — Soll ich Theologie studieren? [Sp. 248] — Vom Wesen des Glaubens. Von einem katholischen Laien [Sp. 249] — Dr. Heinrich Lhotzky [Sp. 254] — Eine zweite Krise bei Franz Werfel [Sp. 258] — Brot (Karl Heinrich Waggerl) [Sp. 263] — Schelling (Knittermeyer) [Sp. 266] — Luthers Lieder mit Noten und Bildern [Sp. 268] — Bücher und Schriften: Liebestätigkeit der alten Kirche (Richter); Augustinus (Kaltenborn-Stachau); Island zur Wikingerzeit (Niedner); Kirchengeschichte Berlins (Wendland); Gustav Adolf (Paul); Das Buch der Gräfin Maria; Charlotte Perthes (Schmidt); Gewalt über die Geister (Vilmar); Stahl (Masur); Ibsen, Carl August, Lessing (Weichelt); Johannes Hesse (Hesse); Fünfzig Jahre Dienst am Recht (Ebermayer); Frauen zwischen gestern und heute (Wolff); Heimatchronik (Bäumer). Gotteserlebnis (Bauer); Dienst am Volk (Brandt); Geheiligte Natur- und Lebensanschauung (Dennert); Religion und Kunst (Nagel); Zwischen Frage und Antwort (Herrigel); Reflexionen eines Wahrheitsuchers (Itzerott); Religion in dogmatischer und reiner Form (Hamburger); Grunddogmen des Christentums (Jelke); The Virgin Birth of Christ (Machen); Golgatha (Lortzing). Vom Sinn des Leibes (Stählin); Der internationale Geburtenstreik (Kahn); Die Innere Mission als Lebensquelle (Entz); Die Furche (Schmitz). Unser Christenglaube (Schowalter) [Sp. 270] — Interessantere Predigten (Klein, Moldaenke, Eger, Lehmann, Valla, Müller, Veit) [Sp. 278] — Erschwerung der Freundschaftsarbeit [Sp. 284] — Zu Petersons Übertritt zur römischen Kirche [Sp. 287] — Der liebe Gott im Negerspiel [Sp. 288] — Wöchentliche Chronik [Sp. 290] — Verschiedenes: Marburger Vorlesungen; Zur Sache Eckert; § 218; Kleine Mitteilungen [Sp. 292] — Versammlungskalender [Sp. 294] — Anzeigen

Karfreitags-Sehnsucht

Laßt uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben.
Joh. 11, 16

Es ist Passionszeit. Sie eilt dem Karfreitag zu wie ein Strom dem Meere. Es ist eine lange Zeit, wenn sie täglich mit durchlebt wird. Eine Zeit der Sehnsucht nach dem Karfreitag.

Vor mir liegt ein Blatt: „Zum Charfreitage, Nachmittags 3 Uhr." Wie oft habe ich das als Knabe verteilt, alle Jahre wieder, wenn der Tag kam und zu ungewohnter Zeit die Todesstunde Jesu in der Kirche die Gemeinde versammelte. Ich war noch recht klein, aber die erste Strophe machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck:

Seele, geh auf Golgatha,
setz dich unter Jesu Kreuze,
und bedenke, was dich da
für ein Trieb zur Buße reize.
Willst du unempfindlich sein?
O so bist du mehr als Stein.

Zwar, das von dem Trieb zur Buße verstand ich nicht, spürte ich nicht. Aber unempfindlich sein? mehr als Stein? das wollte ich nicht. War auch gar keine Gefahr. Alles war so anders. Die ungewohnte Stunde. Und der schwere Ernst der Leute. Und die lapidaren Worte, die da verlesen wurden. Und das stille Gebet, nachdem es geheißen hatte: „und verschied". Da war es wirklich ganz stille. Und man kannte ihn ja. Von dem Herrn Jesus war die Rede. Den kannte man doch. Wenn man auch nur ein kleiner Knabe war.

*

Von Melanchthon wissen wir, daß er kurz vor seinem Tode — er starb 63 Jahre alt, aber viel älter als an Jahren — daß er kurz vor seinem Tode Worte der Sehnsucht nach der jenseitigen Vollendung niederschrieb:

Du kommst zum Licht,
du wirst Gott schauen und seinen Sohn,
du wirst die wunderbaren Geheimnisse erkennen, die du in diesem Leben nicht begreifen konntest:
warum wir so geschaffen sind und nicht anders,
und worin die Vereinigung beider Naturen in Christo besteht.

Das möchte ich auch wissen. Man hat von jener Aufzeichnung Melanchthons zuweilen gering geredet. Wie wenn die Wißbegier des Gelehrten und Schulmeisters, die Sorge um das Dogma, in seiner Sehnsucht zu stark herauskäme. Aber — das möchte ich auch wissen.

Und wie, wenn ich nun auf den Hügel Golgatha ginge und mich unter das Kreuz setzte und wartete der hohen Offenbarung: worin die Vereinigung der beiden Naturen in Christo besteht.

Es ist doch kein kleines Geheimnis, wenn wir den Ruf vernehmen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — und war doch Gottes Sohn? Und er stirbt dann mit lautem Schrei — ja war es ein Siegesschrei — worüber hat er gesiegt? Was hat er vollbracht? Was und wie so?

Da sind und bleiben doch wunderbare Geheimnisse. Wer kennte sie nicht gerne?

*

Man sitzt unter Jesu Kreuze. Es sitzt sich gut da. Es erzählt einem allerhand. Man kann die ganze Welt darüber vergessen.

Aber indem man aufwacht aus seiner Versunkenheit, merkt man, daß man nicht allein ist. Da sitzen noch Andere. Fast will es einen stören. Aber nein, sie sind Gefährten. Fahren desselben Weges wie ich. Ruhen sich hier aus wie ich. Mit gleichem Verlangen. Und wir kommen ins Gespräch mit einander, wie around the table. Und wenn nicht ein Jeder, so der Eine und der Andere weiß etwas zu sagen von dem Manne da oben. Und ich habe ein wenig Angst vor dem, worunter auch Melanchthon noch erzittert in jener Todesstunde: vor dem Streit der Theologen, vor dem Streit ums Dogma. Aber sie streiten nicht, sie sagen nur ein Jeder sein Sprüchlein, von dem, was Er ihnen war, ist und sein wird. Und an alledem hat man so viel, daß man den Trieb zur Buße ganz vergißt. — Aber er wird schon noch kommen.

*

Vorerst kommt etwas Anderes.

Es strömt eine große Kraft aus von dem Gekreuzigten. Und davon hat man eine große Sehnsucht, die nimmt man mit hinweg, wenn man unter dem Kreuze gesessen hat. Und es wird eine große Hoffnung daraus: „o daß die erst mit dem Lichte des Lebens sich von mir wende"! Und man fühlt sich geborgen in der ewigen Liebe.

R

Evangelisches Christentum, Nationalsozialismus, Freimaurertum

Eine gottesdienstliche Rede

Hierauf redete Gott alle diese Worte zum Volke Israel:
Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägypten hinausgeführt hat, aus dem Hause der Knechtschaft.
Du sollst keine andern Götter haben neben mir.
Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. 2. Mos. 20, 1–5

In diesem ersten Gebot wird in geradezu klassischer Weise das Grundgesetz aller wirklichen Religion zum Ausdruck gebracht. Religion ist Dienst und Anbetung des einen wahren Gottes als des Herrn. Und neben dem Grundgesetz steht das Grundgebot, aus dem alle anderen Gebote sich von selbst ergeben: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir." Es gibt auf dem Gebiete der Religion nur Gottesdienst oder Götzendienst. Götzendienst aber ist überall da, wo der Mensch irdische Mächte, Mächte des Segens oder des Fluches wie einen Gott anbetet und sein Herz an sie hängt.

Damit haben wir den einzig möglichen Maßstab gewonnen, mit dem der Gott und der ihn allein anbetende Mensch die großen Bewegungen des geschichtlichen und irdischen Lebens messen kann. Nichts darf für ihn über die Wertung Gottes hinausgehen. Anbetung gebührt allein Gott: weder Staat noch Volk, weder Wissenschaft noch Technik, weder die Menschheit noch der einzelne liebenswerte Mensch darf die erste Stelle in unserem Herzen einnehmen. Liebe gebührt ihnen, aber nicht Anbetung als des höchsten Gutes.

So haben wir, glaube ich, einen klaren Grundsatz, mit dem wir an die Frage, die uns als Christen heute beschäftigen soll, herangehen können. Innerhalb unserer Frankfurter Kirche, und nicht nur in ihr, ist in letzter Zeit viel gesprochen worden auf der einen Seite über die völkische Bewegung, die wie ein Sturm über unser Volk gekommen ist, auf der anderen Seite über das Freimaurertum. In dem Kirchenblatt: die „Gemeinde" hat eine lebendige Aussprache über die tiefsten Kräfte der völkischen Bewegung und über die Frage, wie sich die Kirche zu ihr stellen soll, eingesetzt. Und im „Sonntagsgruß" ist vor Tausenden von evangelischen Lesern die Freimaurerei als widerchristlich angegriffen worden, Angriffe, zu denen dann in besonnener Weise die Landeskirchenversammlung Stellung genommen hat. Und es wird wohl nur wenige Pfarrer in Frankfurt geben, denen es in den letzten Wochen nicht so wie mir gegangen ist, daß mündlich und schriftlich wiederholt sie gefragt worden sind, wie sie sich zu diesen beiden Bewegungen stellen.

Nun fragen wir an dieser gottesdienstlichen Stelle weder nach der politischen Stellung zur völkischen Bewegung noch nach der Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit des Einzelnen zur Freimaurerei; wir fragen ausschließlich danach, wie die unveräußerlichen Grundgesetze aller und jeder Religion in unserer Stellungnahme zu diesen Bewegungen beachtet werden müssen. Diese Frage allein geht auch die evangelische Kirche an. Sie darf weder der Gefangene der völkischen Bewegung noch der Knecht des Freimaurertums sein, sondern sie hat ihre eigene, unveräußerliche, selbständige Aufgabe, nämlich: Menschen von allem und jedem Götzendienst zu erlösen und sie zur Anbetung des allein wahren Gottes zu führen.

In Einem scheint mir die völkische Bewegung recht zu sehen, in der engen Verbindung zwischen Gott und Volk, Glauben und Volkstum. An wen ist das Grundgesetz aller Religion: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine andern Götter haben neben mir" gerichtet? Nicht an den Einzelnen, sondern an das ganze Volk. Gott dienen, Gott anbeten, glauben und vertrauen soll Sache des Volkes sein. Eine Religion wird allzu leicht blutleer und farblos, wenn sie nicht mit dem gewachsenen Volkstum in enger Verbindung steht. Die Zeit eines schrankenlosen Individualismus hat auch die Religion vielfach von ihrem Mutterboden, dem Volke, losgelöst und sie zum Genuß und zur Befriedigung des Einzelnen gemacht. Nur da aber, wo ein Volk Gott zu Füßen fällt, ein Volk ihn anbetet, ein Volk seine Gebote hört und seinen Willen tut, kann Religion gesund wachsen. Alle Mystik und aller Pietismus, alles religiöse Ästhetentum muß es lernen und es sich gesagt sein lassen, daß auch Religion bluthaft und volksgebunden sein soll, daß sie sich vermählen soll mit den besten Kräften eines Volkes, sie veredelnd, erziehend, hinaufführend zur wahrhaften Bestimmung.

Deshalb ist es auch eine Unmöglichkeit, Gott den Herrn loszulösen von der Geschichte eines Volkes. Der Gott, der am Sinai dem Volke Israel sich offenbarte, war derselbe Gott, der Israel aus der Knechtschaft der Ägypter befreit hatte. Ein befreites Volk findet sich dankbar zusammen zur Anbetung des rettenden und fordernden Gottes. Es waren nicht die schlechtesten Zeiten christlichen Glaubens, als Gottesglaube und Freiheitsbewußtsein unseres Volkes einen innigen Bund miteinander eingingen.

Wenn die völkische Bewegung unserer Tage uns auf diese enge Verbindung von Gott und Volk immer wieder hinweist, so wollen wir ihr nur dankbar dafür sein. Aber sie selbst steht dabei vor einer großen Gefahr, nämlich vor der Gefahr, Volk, Volkstum, Rasse und Blut an die Stelle Gottes selbst zu setzen, in ihnen und nicht in Gott den höchsten Wert zu sehen, sie anzubeten gleich wie einen Gott und sie nicht unterzuordnen unter das Gebot und den Willen Gottes. Das ist Götzendienst. Wir bewundern die völkische und nationale Leidenschaft dieser Bewegung, aber wir fragen: Bringt ihr dieselbe Leidenschaft für den Dienst, den ausschließlichen Dienst Gottes auf? Ordnet ihr all euer völkisches Wollen rücksichtslos dem Willen Gottes unter? Erkennt ihr unvoreingenommen den Weg Gottes an, den Gott mit unserem Volke durch die Offenbarung Jesu Christi gegangen ist? Oder setzt ihr auch da an die Stelle der Wirklichkeit des wahrhaften Gottes die Anbetung eines von Menschen geformten und gebildeten Götzenbildes, mag dasselbe nun germanische Religion oder Verherrlichung der Rasse oder sonst wie heißen?

Und nun noch ein Wort über die Freimaurerei. Wir haben sie weder zu verteidigen noch zu verdammen, wir haben nur eine Frage zu stellen, nämlich die, ob in ihr ein Weg beschritten wird, der im Gegensatz zur christlichen Religion steht oder nicht. Was ist Weg und Wille der Freimaurerei?

Ich glaube, daß man ihn mit am besten mit einem Fremdwort, nämlich mit dem Wort Humanität, wahre Menschlichkeit bezeichnen kann. Der Mensch soll sich, im Ernstnehmen gegenseitiger Verantwortung, zum Menschen finden. Sein Sein und Leben, das der Klassen und Stände, der Völker und Nationen soll im besten Sinne des Wortes auf eine Stufe hohen, edlen Menschentums gehoben werden. Auf Grund einer Deutung der Welt und der Menschen, die in ihnen lebendige Kräfte eigener Höherentwicklung schaut, möchte diese Bewegung Menschen und Welt den Weg nach oben führen.

Was sagen wir Christen dazu? Es gibt eine Stufenleiter der Werte, und auf dieser Stufenleiter hat das Ideal der wahren und edlen Menschlichkeit innerhalb und außerhalb der Freimaurerei seine Berechtigung. Ganz gewiß, Menschlichkeit ist nicht das Höchste, die Freimaurerei ist keine Religion und darf kein Religionsersatz sein; denn an das Höchste rührt sie nicht einmal heran, nämlich, daß ein sündiger Mensch sich ganz ausschließlich unter die Gnade Gottes stellt. Das ist die große

Gefahr auch dieser Bewegung, daß sie sich und ihre Idee überbewertet und gleichsam den Menschen wie einen Gott anbetet, daß sie den unvollkommenen, gebundenen Menschen nicht sieht und seinen Erlösungsschrei nicht hört. Der Mensch steht eben nicht nur dem Menschen, sondern auch Gott selber gegenüber.

Aber die Idee der wahren Menschlichkeit darf auch im Christentum niemals verschwinden. Keine Religion, auch nicht das Christentum darf jemals im Gegensatz zur Menschlichkeit stehen. Es gibt unmenschlich gewordene Religionen; dazu gehört das Pharisäertum. Der Pharisäer war zwar „fromm", aber nicht menschlich. Dagegen hat Jesus mit der Leidenschaft seiner großen Seele gekämpft. Jede Religion muß sich auch auf den Menschen beziehen, ihn in dem wahrsten Sinne des Wortes menschlich machen und den Menschenwillen zur Menschenliebe in ihm wecken. Es gibt nichts Gottloseres als eine unmenschlich gewordene Frömmigkeit. Und nichts ist beschämender für das Christentum der Gegenwart, daß Tausende von Kirchenchristen in wahrhafter Menschlichkeit und damit doch auch in wahrhafter Frömmigkeit sich von Menschen übertreffen lassen, die jede Beziehung zur Kirche verloren haben und oft sogar meinen, die Stimme Gottes selbst nicht mehr zu hören. Jesus kannte keinen Gottesdienst, der nicht auch Menschendienst war, und jeder wirklich und wahrhafte Menschendienst war ihm Gottesdienst.

So steht noch einmal das Grundgebot Gottes vor unseren Augen: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir." Weder Volk noch Menschen darf von uns vergöttlicht werden. Über beiden steht Gott selbst als der alleinige Herr.

Vielleicht aber ist es mit dieser Feststellung nicht getan. Die Frage, die unser Geschlecht lauter denn je stellt, ist nicht: Ist das Christentum wahr? sondern: ist es wirksam? Unsere Aufgabe ist es, daß Jeder an seiner Stelle dafür sorge, daß das Christentum sichtbar und wirksam werde. Alle Bewegungen unserer Zeit, die den Willen Gottes wirksam werden lassen möchten, grüßen wir als Mithelfer und Mitarbeiter, wenn anders sie sich beugen unter das unumstößliche Grundgesetz Gottes: „Ich bin der Herr dein Gott; Du sollst keine andern Götter haben neben mir."

Frankfurt a. M. Erich Meyer

Aphorismen zur heutigen Theologie

3. Mehr Ethik!

Das harte Urteil Goethes über die Kirchengeschichte: „Mischmasch aus Irrtum und Gewalt" drückt trotz aller Übertreibung mehr oder minder die Meinung Unzähliger aus. Und wer sich wissenschaftlich mit dieser Geschichte beschäftigt hat, wird manchesmal einen stillen Seufzer aus bedrücktem Herzen getan haben. Mir ist es immer wieder eine unbeantwortete Frage, warum eigentlich die Christenmenschen, die die Kirche durch die Jahrhunderte geleitet und vertreten haben, die Anliegen des dogmenbildenden Glaubens so in den Vordergrund gestellt und für die sittlichen Anliegen der Christenheit so viel weniger gesorgt haben. Warum soviel Dogmatik und so wenig Ethik? Jesus dachte jedenfalls anders, der Jesus der Bergpredigt und der Gleichnisse, der kämpfende und der leidende. Die Bergpredigt ist eine Kette ethischer Aufrufe, die Gleichnisse spitzen sich ohne Ausnahme zu sittlichen Forderungen zu: „Gehe hin und tue desgleichen!" Der Predigt vom jüngsten Gericht (Matth. 25) zufolge fragt Gott nicht nach dem Glaubensbekenntnis, sondern ausschließlich nach der Tat. Jesus warnt (Matth. 7) die Hörer, die nicht Täter sind, vor dem Herrherrsagen ohne die Frucht des guten Willens. Auch Paulus schreibt seine Briefe nicht, um theologisch zu belehren, sondern um zu erziehen. (Man lese Röm. 12—13, 1. Kor. 13.) Jacobus in seinem nicht genug zu schätzenden Briefe setzt bereits das Trumpfen auf den seligmachenden „Glauben" und die Vernachlässigung der sittlichen Haltung voraus. Also schon in der Urchristenheit fing man an, theologische Mücken zu seihen und Kamele zu verschlucken.

Wie das alles zu erklären ist? Man könnte an den Einfluß hellenischen Geistes denken, der die Lehrbildung beherrschte. Der griechische Intellektualismus war der Meinung, daß die Belehrung über das Gute, das Wissen um den rechten Weg die sittliche Tat zur logischen Folge hätte. Nun lehrt aber gerade die Kirchengeschichte, daß dies nicht der Fall ist. Die Zeiten der größten kirchlichen Machtfülle im Mittelalter bedeuten zugleich einen Tiefstand sittlichen Lebens, während in der Aufklärungszeit, wo die Autorität der Kirche merklich nachließ, die ethischen Forderungen eine lautere Stimme erhoben.

Es ist in der Tat ein tragischer Anblick: dauernd damit beschäftigt, unlösbare metaphysische Fragen mit grimmigem Eifer auszufechten, versäumte die Kirche, dringliche ethische Mißstände nach den Maßstäben des Evangeliums zu bekämpfen. Anstatt ihr Licht leuchten zu lassen und durch ihre guten Werke die Ungläubigen zum Preise des himmlischen Vaters und so zur Gotteserkenntnis zu führen, verbrauchte sie ihre religiösen Kräfte in unfruchtbaren dogmatischen Haarspaltereien. Millionen Sklaven trugen das Joch ihres entwürdigenden Schicksals — die Kirche half ihnen nicht zur Freiheit. Die antike Frau erduldete ihre erniedrigende Inferiorität, die Kirche verkündete nicht ihre Menschenrechte. Unaufhörlich wütete im christlichen Kulturkreise die Geißel des Krieges, die Kirche duldete das nicht nur, sondern führte selbst Kriege mit der Losung: „Gott will es!"

Und dabei blieb es im wesentlichen bis auf den heutigen Tag. In nächster Zeit wird voraussichtlich im Deutschen Reiche der religiöse Eid abgeschafft und durch eine „feierliche Beteuerung" ersetzt, also Matth. 5, 34 ausgeführt. Was trug die christliche Kirche dazu bei? Im neuen Deutschland wird das Duell, auch die studentische Mensur energisch bekämpft und bedroht — von dem unkirchlichen Staat, nicht von der Kirche. Noch immer sind Hetz- und Treibjagden die noble Passion „gebildeter" Stände — was tut die Kirche gegen diese alte Barbarei? In Spanien geht man neuerdings gegen die Stierkämpfe vor — von seiten gewisser Vereine, die sogar durch Luftschiffe mit Bombenwurf in die Arena den alten Unfug aus der Welt schaffen wollen. Die in Spanien allmächtige römische Kirche hat in der Sache anscheinend nichts vermocht. Handels- und Kriegsschiffe werden durch Würdenträger des Staates mittelst einer Flasche Sekt „getauft" — was sagt die Kirche zu dieser Nachahmung eines Sakramentes? Vor Jahren war ich Zeuge einer Pfarrerdebatte über den modischen Mißbrauch, Damenhüte mit Vogelbälgen zu zieren. Man wendete sich an einen anwesenden Hofprediger, der in seiner Gemeinde großes Vertrauen genoß, mit der Aufforderung, die maßgebende Frau des Hofes, die auch solche Hüte trug, auf die Verantwortung ihres Beispiels aufmerksam zu machen. Darauf der Hofprediger entsetzt: „Wie kann ich da etwas sagen!" Menschenalter hindurch war bei den Hofgesellschaften tiefes Dékolleté Vorschrift. Zuwiderhandelnde wurden ausgeschlossen. Von einer Gegenaktion kirchlicher Ämter ist nichts verlautbart. Neuerdings wird die Idee des Paneuropa, also der friedliche Zusammenschluß der Völker unseres Erdteils propagiert — von einem religiös gleichgültigen Franzosen. Die Kirche schwieg bisher dazu. Wohl geschieht es bisweilen, daß die Kirchen nachträglich ihren Segen zu Werken des praktischen Christentumes sprechen, die von der „Welt" geschaffen werden; aber es scheint, daß ethische Gedanken unter christlichen Völkern erst dann zur Tat reifen, wenn die weltliche Macht sich dafür einsetzt. Die Folge ist, daß

die materialistischen Zeitgenossen in solchen Fällen fragen, zu wessen Nutzen, aus welchen politischen, also selbstischen Gründen solche sittlichen Forderungen erhoben werden. Es ist schade, daß nicht eine machtlose Kirche an der Spitze ethischer Zukunftsgedanken marschiert, daß sie meist hinterherhinkt. Nietzsche hatte doch recht: „Erlöster müßten mir seine Jünger aussehen."

Noch einmal: wie ist diese wunderliche Erscheinung ethischer Rückständigkeit innerhalb der christlichen Kirchen zu verstehen? Mir scheint, der Grund ist, daß, wie Harnack einmal sagte, „das Einfachste in der Religion immer das Schwerste ist". Es ist natürlich leichter und verlangt keine Kreuzigung des Fleisches, Theologie zu treiben und Glaubenslehren mit der üblichen Rabies zu verfechten, anstatt ganz einfach sich zu verleugnen und seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Furchtsame Rücksichtnahmen, kirchliche Diplomatie, Herzensträgheit — das sind die „Sündenfälle des Christentums", wie es im Titel eines eben erschienenen Antikriegsbuches lautet. Dahingegen „läßt sich mit Worten trefflich streiten ...", wie schon weiland Mephisto so treffend sagte. Ich kenne wohl die Einwände der Anwälte der Kirche: es sei nicht ihre Aufgabe, innerweltliche Probleme zu lösen, sie habe lediglich das Wort Gottes zu verkünden. Im übrigen folge die ethische Entwicklung — wenn es überhaupt eine solche gäbe — ihrer eigenen Gesetzlichkeit: eine Ausrede, die wahrscheinlich der Satan erdacht hat.

Man entrüstet sich, und gewiß mit Recht, über bolschewistische Christenverfolgungen. In dieser Sache finden sich sogar der Papst und die Führer der übrigen ökumenischen Christenheit ausnahmsweise zum Protest zusammen. Aber was taten die Kirchen ehemals gegen die Christenverfolgungen der zaristischen Regierung und ihres Synods? Einer der entschiedensten Christen, die Rußland hervorgebracht hat, der mutigste Bejaher der Bergpredigt in Wort und Tat, Tolstoi, entging um Haaresbreite dem Märtyrertode, ohne daß die organisierte Christenheit für ihn eintrat.

Mehr Ethik! Ich weiß wohl, daß die Kirchen sich ihrer Versäumnisse auf diesem Gebiete nicht unbewußt sind. Wozu gibt es am Ende Bußtage? Wozu das sonntägliche Sündenbekenntnis? Wozu die tausend Predigten über Sünde und Gnade? Aber ob nicht gerade das immer wiederholte Eingeständnis: „Aus Gnaden soll ich selig werden ..." die Gefahr in sich schlösse, daß man im Bewußtsein seiner völligen Unfähigkeit zum Guten alles von oben erwartet und darüber den frischen Aufschwung zur Christusnachfolge verliert? Das ist gewiß sehr untheologisch geredet und widerspricht stracks der neuesten Lehre, die wieder einmal zwischen Gott und Mensch den ungeheuren Abgrund aufreißt und den Menschen in seines Nichts durchbohrendem Gefühle der Alleinwirksamkeit Gottes überantwortet. Aber mir scheint, daß Jesus die Menschen optimistischer beurteilte, daß er ihnen die Fähigkeit zutraute, ihren Sinn zu ändern und Gottes Willen zu tun. Jede kirchliche Reformbewegung hat damit begonnen, daß man theologische Komplizierungen des einfachen Evangeliums beiseite räumte und es in seiner schlichten Ursprünglichkeit aufleuchten ließ. Wähne doch Niemand, man gäbe damit „tiefere Erkenntnisse" preis. Diese angeblichen Vertiefungen sind oftmals im Grunde willkommene Entlastungen für den „natürlichen Menschen". Auch dahinter steckt wohl der Teufel, von dem noch die Rede sein soll.

Sorgen insbesondere wir Theologen dafür, daß die ewige Klage gegen uns aufhöre, die Jesus einst gegen die Schriftgelehrten schleuderte: „Alles, was sie euch sagen, das haltet und tuts. Aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun. Sie sagens wohl und tuns nicht."

Mehr Ethik!

Berlin Walther Nithack-Stahn

Soll ich Theologie studieren?

Mit dieser Frage können natürlich Erwägungen gemeint sein, die sich auf die praktische Seite der Berufswahl beziehen, und die, wie gleich betont werden soll, unumgänglich notwendig und wichtig sind: Ob ich als Oberlyzeumsabiturientin die Kraft und die Zeit habe, Griechisch, Lateinisch und Hebräisch nachzuholen, ob die Anstellungsmöglichkeiten günstig oder ungünstig sind, ob ich schließlich überhaupt als Mädchen meine philosophisch-wissenschaftlichen Interessen später verwerten kann. Dies alles sind Dinge, die wohlüberlegt sein wollen.

Und doch werden sie zu unendlich kleinen, verschwindenden Punkten an der Peripherie des Kreises, den man „Theologie" nennt, wenn man zum Zentrum durchzustoßen sich bemüht. Denn was anders bedeutet schließlich „Studieren", wenn nicht ein Wegerzwingen bis zum Rotationspunkt alles Geschehens? Zu diesem Weg benötigen wir Kraft, Mut und vor allem Glaube an uns selbst!

Ich vergrabe mich also in Bücher und Zeitschriften moderner Theologen, gleichsam um die Atmosphäre zu ertasten und Ausstrahlungen eines bisher noch verschleierten, unerkannten Mittelpunktes einzufangen. Man möge dabei auf keinen Fall vergessen, daß ich als Anfänger mir nicht anmaße, wissenschaftliche Grundsätze etwa beurteilen oder gar bekritteln zu wollen. Nur darf sich der junge Mensch wohl das Recht nehmen, in seinem ungebrochenen Erkenntnisdrange alle erreichbaren Phänomene auf sich wirken zu lassen, ohne die gesunde Reaktion verbergen zu müssen.

Wie alles in der Gegenwart, so sei auch die Theologie auf einem gewissen toten Punkt angekommen, sagen uns die Älteren. Aber wie das Gesetz des Lebens aus dem Verfall den neuen wachstumsmächtigen Kern schafft, so sei auch der Theologie durch die sichtende, klarlegende Beleuchtung von Professor Karl Barth eine neue existenzfordernde Berechtigung geworden. Und was ist diese Theologie und ihre Basis? Ich habe nichts finden können als ein großes auslöschendes Dunkel: Nichts darf uns mächtiger beherrschen als ein erdrückendes Schuldgefühl, als ein unerträgliches Sündenbewußtsein. Unter Lebensarbeit wird das mutige Aufreißen und Erweitern eines unüberbrückbaren Abgrundes zwischen Mensch und Gott, oder genauer gesagt: das Bewußtmachen des Abgrundes, verstanden. Alles, was Mensch-Sein heißt, trägt das negative Vorzeichen. Und Leben fängt erst dann an, wenn man ins Bodenlose springt und somit sich selbst verneint. — Die große, allgewaltige Existenzforderung ist demnach eine still emporgehaltene Schale, die nicht einmal sie selbst ist in Materie, Form und Farbe, wenn nicht gnadenvoll der Inhalt von Gott hineingegossen wird. — Selbst das Leben mit diesem Inhalt ist nur gleichnishaft, ein gleitender, schemenhafter Schatten ohne Eigenfühlen.

Weiß man dem Aufbäumen gegen solche Bewegungseinengung, gegen solche Triebbeschneidung nichts Anderes entgegenzuhalten als das Bild des sündhaften, anmaßenden Hochmutes? Sieht Niemand den glühenden Gestaltungswillen, Niemand den Mut und das Bereitsein, diesem Wollen auch die Tat nachzusenden, Niemand die freudehungrige Jugend, die nach Eigenleistung ruft??

Daß wir nicht wissen, woher wir kommen, wohin wir gehen, daß es auch eine größere Macht gibt als wir — wer will und kann das jemals leugnen? Sind das nicht Erkenntnisse in ihrer Selbstverständlichkeit, die keiner weiteren Betonung bedürfen?

Verlegt den Schwerpunkt auf das, was uns zur Formung gegeben ist, damit alle angelegten Möglichkeiten zu vollausgewerteten Wirklichkeiten werden! Nein, verlangt nicht, wir sollten immer demütig betteln und warten, immer nur Kopf senken, immer nur das Nicht-Seiende sehen, immer nur das Dunkel, immer nur ... immer nur... und so geht die düstere Reihe endlos weiter.

Ihr erstickt das Leben, das in uns angelegt ist und wahrlich Wachsen fordert mit all seinen Schwächen. „Dies ist meinem Auge das Fürchterliche, daß ich den Menschen zertrümmert finde und zerstreut wie über ein Schlacht- und Schlächterfeld hin." (Nietzsche, Zarathustra.)

Gebt uns Sonne in dieser Zeit. Laßt uns sein: „Ein Seher, ein Wollender, ein Schaffender, eine Zukunft selber und eine Brücke zur Zukunft!" Dann ein „Ja" zur Theologie und ein freies Vorwärts- und Aufwärtsschreiten!

Göttingen stud. phil.
Dorothea Karin Heitmüller

Vom Wesen des Glaubens

Seit Jahrhunderten stehen sich in den christlichen Bekenntnissen und seit Jahrtausenden in den anderen Bekenntnissen und Weltanschauungen Millionen und Milliarden verständiger Menschen, darunter die einsichtigsten, kenntnisreichsten und wahrheitsliebendsten, gegenüber, ohne daß sie sich darüber zu einigen vermögen, wo die Wahrheit ist. Wir sehen, daß fast immer der Zufall der Geburt darüber entscheidet, zu welchem Bekenntnisse oder welcher Weltanschauung der Einzelne gehört. Erziehung, Vorbild, Gewohnheit, die ganze Umwelt, in der er aufwächst, wirken in dieser Hinsicht fast unwiderstehlich. Ein und derselbe Mensch mit bestimmter Geistes-, Gemüts- und Charakteranlage, der jetzt überzeugter und glaubenstreuer Katholik ist, würde ein nicht minder überzeugter und glaubenstreuer Protestant geworden sein, wenn er in einer anderen Gegend oder Familie, in einem anderen Hause oder Stockwerk geboren wäre und umgekehrt. Und doch gibt es nicht wenige Katholiken wie Protestanten, die es gleichsam als persönliches Verdienst betrachten, ihrer Kirche und Weltanschauung anzugehören, und die Andersgläubigen gegenüber denken und beten, wie die Pharisäer in der Bibel: O Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie jener Zöllner! Dabei haben alle, die an Gott und ein Jenseits glauben, im Wesentlichen die gleiche Grundlage ihres Glaubens. Aber das wird nur denen klar bewußt, die das Wesen des Glaubens erkennen. Deshalb und aus anderen Gründen ist es so wichtig zu prüfen, was Glaube ist, wie und auf welchem Wege er zu uns kommt, wie und auf welche Weise er im Menschengeiste entsteht und lebendig wird. Darüber herrschen bei Vielen in unserer Zeit noch sehr unklare oder überhaupt keine Begriffe.

1

Was ist nun Glaube? Worin besteht sein Wesen? Was er nicht ist, läßt sich unschwer sagen. Zunächst ist er kein Sinnenerkennen. Es bedarf kaum der Ausführung, daß wir durch die Sinne nichts über die Sinnenwelt Hinausgehendes erfahren können. Gar zu offensichtlich ist es, daß unserer Sinnenanschauung alles Übersinnliche unbedingt und grundsätzlich verschlossen ist. Widersinnig ist es also und unvernünftig, durch das Sinnliche etwas Übersinnliches zur Anschauung bringen zu wollen, wie es der Okkultismus und Spiritismus versucht. Torheit ist es auch, sein Gesamterkennen und seine Weltanschauung auf dem Sinneneindruck aufzubauen und den Sinnen darin zu vertrauen, daß sie die Sinnenwelt als das Alleintatsächliche und Alleinwirkliche hinstellen, wenn sie dies auch mit aller ihnen innewohnenden Kraft und Aufdringlichkeit tun. Auch wo sich der bloße Diesseitsglaube in das Gewand der Wissenschaftlichkeit kleidet, wie im Materialismus, Monismus, Naturalismus, Positivismus, ist er seinem Grunde nach Sinnenglaube und bleibt Torheit, insoweit seine Vertreter aus ihrer Anschauung der Sinnenwelt Folgerungen über die Sinnenwelt hinaus und gegen den Glauben ziehen wollen. Sie zeigen damit, daß sie das menschliche Erkenntnisvermögen und das Wesen des Glaubens völlig verkennen. Denn diese Weltanschauungstheorien können nur relative Gültigkeit, nur innerhalb der Sinnenanschauung und Sinnenwelt selbst, haben, niemals aber in unserem Gesamterkennen. Hier liegt der Grundirrtum und entscheidende Denkfehler des Unglaubens: „Man kann ein großer Gelehrter und doch ein schlechter Philosoph sein" sagt Goethe. Glaubens- und Sinnenerkennen stehen sich grundsätzlich gegenüber, eins hebt das andere auf.

Glaube ist aber auch keine Verstandessache. Der Verstand vermittelt zwar unserem Bewußtsein alles und jedes Erkennen, auch das übersinnliche, aber er begründet es nicht. Wahrer Glaube baut sich niemals auf dem morschen Gerüst äußerer Verstandesbeweise auf. Glaube ist insbesondere nicht das Fürwahrhalten bestimmter geschichtlicher Tatsachen und wäre es das überzeugteste, und Folgerungen aus ihnen. Es gibt keine Vernunftreligion. Wehe dem Glauben, wenn er abhängig wäre von der Unzulänglichkeit, Unselbständigkeit, Unsicherheit und Verschiedenheit der Verstandesanlage und Verstandestätigkeit der einzelnen Menschen, Zeiten und Völker, von „jedem Winde der Worte" oder dem Wissen einzelner Gelehrten! Niemals hätte dann der Glaube Gemeingut der Menschheit oder nur einer größeren menschlichen Gemeinschaft werden können. Nein, der Glaube ist nicht Verstandessache! Kein Verstand der Verständigen bringt auch nur einem Menschen wahren Glauben.

Der Glaube ist aber auch nicht „Gefühlssache", „heiliger Instinkt", die „zarteste Blume der Phantasie", wie Schleiermacher ihn genannt hat. Damit ist wohl das Richtige gemeint, aber man gebraucht irreführende oder doch unklare Worte, die das Wesen der Sache nicht treffen. Wie könnte auch der Glaube in flüchtigen Stimmungen, im dunklen und unklaren Ahnen oder gar im losen Spiel der Phantasie bestehen? Der Glaube, die Religion, die Wahrheit im höchsten und eigentlichen Sinne muß das Sicherste und Gewisseste sein, was es auf dem menschlichen Erkenntnisgebiet überhaupt gibt, sicherer und gewisser als irgendein anderes Erkennen oder Wissen; der Glaube muß einen unerschütterlichen, allen Menschen als solchen gemeinsamen Wahrheitsboden haben, auf den jeder Mensch zu jeder Zeit von der schwankenden Grundlage bloßen Verstandes- und Sinnerkennens, aus Irrtum und Zweifel, aus der Flut sich widerstreitender und bekämpfender Ansichten und Meinungen auf den Fels ewiger Wahrheit hinübertreten kann.

In der Tat, wir haben außer dem beschränkten und bedingten Verstandes- und Sinnenerkennen noch ein über alles rein menschliche Erkennen hinausgehendes unmittelbares Offenbarungserkennen durch den Glauben selbst. Der Glaube ist eine selbständige Erkenntnisquelle, die in der übersinnlichen Welt entspringt und von hier unserem Bewußtsein und unserer Vernunft zufließt. Gerade die wichtigsten und wertvollsten für jeden Menschen wie für alles Menschentum notwendigsten allgemeinen Erkenntnisse, zugleich die sichersten und gewissesten, die es gibt, sind in diesem Sinne höhere, über den Verstand und die Sinne hinausgehende, unmittelbare Offenbarungserkenntnisse: außer der Glaubenswahrheit auch das Schöne, das Gute. Das Schöne wird von den Sinnen zwar vermittelt aber nicht geschaffen; das Schöne ist geistiger Natur. Im Geiste kommt es zur Entstehung, im Geiste beruht es. Auch der Verstand spielt beim Schönen immer nur eine rein empfangende, niemals eine schöpferische Rolle. Das Gute ist so wenig Verstandes- und Sinnenerzeugnis, daß es in ständigem Kampf mit bloßen Verstandeserwägungen und Sinnestrieben steht, und zwar je besser eine Gesinnung, je edler eine Tat ist, um so mehr. Das Glaubenserkennen ist vom Sinnen- und Verstandeserkennen seinem Begriff und Wesen nach verschieden, es hebt das Sinnen- und das sich darauf auf-

bauende Verstandeserkennen gewissermaßen auf und gibt unserem Gesamterkennen, dem menschlichen Erkenntnisgebäude, zugleich Grundlage und Krönung. Alle drei Erkenntnisse, oder richtiger gesagt, Erkenntniskräfte, das Schöne, das Gute und das Wahre im Sinne des Glaubens, tragen ihre Gewißheit, ihre höchste Gewißheit, in sich; sie sind die unmittelbare geistige Empfindung einer höheren, reineren, vollkommeneren Welt und Wirklichkeit.

Es muß also einen lebendigen Zusammenhang zwischen unserem Geiste und der Geisteswelt geben, eine sichere Erkenntnisbrücke vom Sinnlichen ins Übersinnliche, die jedem Menschen zugänglich ist. Glaube ist die unmittelbare seelische Empfindung eines höheren Seins und eines höchsten Wesens im Sein.

2

Nun schließt die jetzt noch herrschende Annahme zweier selbständig für sich bestehender Welten, einer körperlichen und einer geistigen, das Verständnis für unmittelbare Beziehungen des Menschengeistes zum Jenseits und damit die Erkenntnis des wahren Wesens des Glaubens aus. Der Zweiweltengläubige nimmt unwillkürlich eine Abschließung unserer Seele von der Geisteswelt und eine Einschließung in die Körperwelt an. Aus der Zweiweltenanschauung ergeben sich fast mit Notwendigkeit Vorstellungen und Bilder vom Verhältnis des Diesseits zum Jenseits und insbesondere des Menschengeistes zur Geisteswelt, die für unser jetziges Allgemeinerkennen und unseren Vernunftstandpunkt nicht mehr haltbar sind, und die stets eine Quelle schlimmster Verirrungen auf geistig-religiösem Gebiet waren. Wer vermag jetzt noch an den oft kindlichen und grobsinnlichen Vorstellungen, wie sie in der Vergangenheit allgemein herrschten, festzuhalten, als wenn die Seele im Körper wohne wie in einem Hause, oder mit einem Körperteile, dem Herzen, dem Gehirn, dem Blute oder dergleichen lebensnotwendig verbunden sei, um dann im Tode wie ein Hauch aus der Brust den Körper zu verlassen und in irgendeine ebenfalls sinnlich gedachte Ferne, in einen Raum in der Erde oder über der Erde zu entfliehen? So sehr man diese Vorstellungen zu vergeistigen suchen mag, sie sind und bleiben doch immer sinnliche und Phantasiegebilde. Aber der Zweiweltengläubige frage sich selbst, ob er an Stelle dieser unhaltbaren Vorstellungen eine andere, Vernunft wie Glauben gleichmäßig befriedigende, Vorstellung vom Zusammenhang zwischen Seele und Körper und dem Verhältnis der Geisteswelt zur Körperwelt gefunden hat! Das ist nicht der Fall und kann nicht der Fall sein; Vernunft und Glaube lassen sich auf diese Weise nie in Einklang bringen. Die menschliche Vernunft lehnt aus sich heraus schon diese ganze Vorstellung ab. Die Zweiweltenvorstellung, soweit sie die Sinnenwelt betrifft, ist keine Glaubens- oder Offenbarungswahrheit, sondern gehört dem Erkenntnisgebiet der Vernunft an. Sie ist eine Weltanschauung naturwissenschaftlicher und philosophischer Art und beruht auf demselben grundlegenden Irrtum im Gesamterkennen, wie der Unglaube und bloße Diesseitsglaube, nämlich auf der Sinnenanschauung. Nimmt man aus der Zweiweltenvorstellung die Stütze und den Halt des Sinneneindrucks heraus, so bricht sie in sich zusammen und fällt ins Leere, genau so wie im gleichen Falle der bloße Diesseitsglaube. Von jeher hat die selbständig und sinnenfrei forschende menschliche Vernunft die Sinnenanschauung als grundlegenden Wahrheitsboden für unser Gesamterkennen abgelehnt. Wie ein roter Faden durchzieht die ganze uns bekannte Philosophie die Überzeugung, „daß die Sinne uns täuschen, nicht nur in einzelnen Stücken, sondern auch im Gesamtbilde“ (Descartes), und daß es für unser Gesamterkennen und unsere Weltanschauung keine unzuverlässigere Grundlage geben kann als die Sinne. Die meisten und jedenfalls die bedeutendsten Denker aller Zeiten und Völker erblicken im Gegensatz zur Zweiweltenvorstellung in der Sinnenwelt kein Ding an sich, geschweige denn das Ding an sich, wie es der Unglaube tut. Ihnen allen ist die Sinnenwelt nur eine Erscheinungsform des Wirklichen, aber nicht die Wirklichkeit selbst, nur eine uns von der Allmacht gegebene, unseren Geist daher auch mit Allmacht oder doch mit Naturgewalt erfassende und tragende Vorstellung, ein Bild, gleichsam nur ein andauernder, lebendiger Traum. Nur das Ewige ist wirklich und alles Wirkliche ist ewig. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ — Goethe. — „Hier sehen wir alles nur wie in einem Bilde, dort aber in Wirklichkeit.“ — Paulus. — Auch die großen Denker und Weisen anderer uns fernstehender Geisteskulturen dachten so: Laotse wie Buddha lehren als Aufgabe des Menschengeistes hinter dem Trug dieser Welt das wahre Sein erkennen.

Die Erkenntnis der Nichtwirklichkeit der Sinnenwelt ist aber gleichbedeutend mit der Erkenntnis der Alleintatfähigkeit und Alleinwirklichkeit der Geisteswelt. Auch der Glaube verlegt den Schwerpunkt des Seins aus der vergänglichen und vergehenden, dahinfließenden Diesseitswelt in eine bleibende, unvergängliche, ewige Welt, in die Geisteswelt. Der Glaube lehrt, daß auch im Menschen das Geistige, Unsterbliche, die Seele, unser eigentliches wahres und wirkliches Sein ausmacht. Das Sein der Seele ist vom Körperlichen nicht bedingt. Wir wissen, daß, wenn der Körper beschädigt wird, die Seele nicht mitverletzt wird. Wenn der Körper stirbt, stirbt nicht auch unsere Seele; sie wird vom Tode nicht berührt. Der Tod ist kein unbegreiflicher Übergang, kein Schritt von einer Welt in eine andere, sondern nur das Aufwachen unseres Geistes aus dem drückenden Traum der Sinne zum lichten Tag der Ewigkeit. Der Tod ist also nur das Bild, der Schein der Vernichtung, aber keine Wirklichkeit des Untergangs. Unser wahres Wesen ist das geistige, unser wirkliches Sein die Seele. Auch Gott ist Geist: das höchste Wesen im Sein, Urgrund und Ursprung, Schöpfer und Träger alles Seienden ist ein Geist. Der Geist ist also das wahrhaft Seiende von Ewigkeit her und in alle Ewigkeit; im Geistigen liegt das wahre Wesen der Dinge, obschon die Sinne es uns der Anschauung nach verschließen und uns nicht mehr als das Wort lassen, und den Glauben an das Wort. Dem Geist entstammt auch die Sinnenwelt: sie ist eine Schöpfung des Geistes und daher nur verständlich als geistige Schöpfung. Denn aus dem Geiste kann nichts Wesensungleiches hervorgehen. Die Sinnenwelt kann daher nur eine bloße Vorstellungswelt im Menschengeiste, eine Erscheinungswelt für den Menschen, sein. Daß die Allmacht Gottes uns aber die Welt als bloße Vorstellung geben konnte, wer will das bezweifeln? Wenn Gott aber eine seinen erhabenen Zwecken dienliche Welt in uns erschaffen konnte, wie hätte er dann, um menschlich zu reden, eine Welt außer uns erschaffen können? Das ist undenkbar, und so ist zwingende Vernunftfolgerung aus dem Glauben die Alleinwirklichkeit der Geisteswelt.

Die Zweiweltenvorstellung steht also in Widerspruch nicht nur mit der Vernunft, sondern auch mit dem Glauben. Wer aber diese Weltanschauung überwunden und sich zur Erkenntnis der Einheit im Sinn durchgerungen hat, für den ist auch ein unmittelbarer, lebendiger Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Menschenwelt und Geisteswelt selbstverständlich. Denn wenn wir in jener Welt, dem eigentlichen wahren Sein und der Wirklichkeit im Sein, sind und leben, wurzeln und weben, ihr schon jetzt und während unseres Sinnenlebens, wirklich und wesenhaft, ausschließlich und allein angehören, durch nichts von ihr getrennt und geschieden wie durch die große Täuschung und den Traum der Sinne, muß es dann nicht für uns eine innere Erfahrung, ein

geistiges Erleben, eine unmittelbare seelische Empfindung des Übersinnlichen geben?

Und in der Tat, es gibt eine solche! Beweis dafür ist das Schöne, das Gute; Beweis dafür ist vor allem die Tatsache und Tatsächlichkeit des Menschheitsglaubens selbst. Wenn wir Umschau halten in der Menschheits- und Geistesgeschichte bis in die tiefste Urzeit- und Vorzeit, bis zu den Eiszeitmenschen, die vor 100—150 000 Jahren lebten, zurück, bei den Völkern der Jetztzeit, selbst denen, die seit Anbeginn, sicher seit Jahrtausenden, abgeschieden von allem geistigen Verkehr mit Anderen für sich lebten, immer und überall finden wir Stätten der Andacht und Gottesverehrung, stets finden wir Glauben. Auch in unserer Zeit gibt es wohl keine Stadt, kein Dorf ohne eine Kirche oder ein Gotteshaus. Wer kann daran zweifeln, daß es auch in den kommenden Jahrtausenden so sein wird? Dieser allgemeine Menschenglaube kann nicht aus Lehre und Anleitung kommen, er kommt aus dem menschlichen Wesen als solchem, aus der lebendigen Verbindung zwischen Menschengeist und Geisteswelt, er beruht auf der unmittelbaren, seelischen Empfindung der Wahrheit und Wirklichkeit im Sein.

3

Die außerordentlich große Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in den Religions- und Bekenntnisformen darf uns dabei nicht beirren. Denn der Glaube ist nichts Einheitliches, er ist ein Zweifaches. Boden, Wurzel und Wesen des Glaubens ist das in uns durch Offenbarung, durch unmittelbare seelische Empfindung erweckte Bewußtsein unseres eigenen übersinnlichen Seins, einer anderen Welt und des Daseins Gottes; das Glaubensbekenntnis aber, die Kirche, entsteht aus den menschlichen Vorstellungs- und Begriffsformen, die der Glaubenswahrheit von den einzelnen Zeiten, Völkern und Menschen gegeben werden. Die Wahrheit, wenn sie vom Himmel zur Erde niedersteigt und unter Menschen wohnen und wirken will, bedarf eines menschlichen Gewandes; unverhüllt kann sie kein Menschenauge anschauen. Sie muß in menschliche Verstandesbegriffe und Vernunftvorstellungen eingekleidet werden, um dem allgemeinen Verständnis und Bewußtsein vermittelt und faßbar zu werden; es muß ihr auch ein Haus und Heim errichtet, Diener und Gehilfen müssen ihr beigegeben werden: denn „körperlos kann keine religiöse Bewegung bleiben, sie muß Formen ausbilden für das gemeinsame Leben und den gemeinsamen Gottesdienst." (Harnack.) „Die Seele muß auf dieser Erde einen Leib haben, und der Glaube seine Kirche, eine Zuflucht und feste Burg. Ohne die Kirche würde sich der Glaube nicht vergeistigen, sondern verflüchtigen." — Rosegger. — Kirche und Priestertum sind gottgewollte, zur Erhaltung und Entfaltung, Ausbreitung und Weiterüberlieferung der Glaubenswahrheiten unbedingt notwendige Einrichtungen. Aber der eigentliche Grund und Boden, Wurzel und Quell alles Glaubens ist und bleibt die allen Glaubenden gemeinsame unmittelbare seelische Empfindung der übernatürlichen Wahrheit, die dem Grade nach wohl bei jedem Menschen verschieden, dem Grunde nach aber bei allen die gleiche ist.

Unverkennbar ist insbesondere, daß allen christlichen Kirchen dieselbe Offenbarung zu Teil wird. Denn den Christen ist die höchste und herrlichste Offenbarung geworden, die je der Menschheit geworden ist und ihr je werden wird, die Offenbarung der allumfassenden, göttlichen Liebe. Diese Offenbarung, die Krone alles Glaubens, ist die frohe Botschaft vom Vollkommenen als Urgrund und Wesen alles Seins, eine Offenbarung, die das Christentum weit emporhebt über alle sonstigen Religionen, die wohl die das All beherrschende Allmacht und höchste Vernunft erkannt, anerkannt und angebetet haben, aber nicht das Höchste und Herrlichste, das Göttlichste im Sein: die Liebe. Liebe ist das Vollkommenste vom Vollkommenen, die höchste Vollendung im höchsten Wesen, in Gott, denn sie ist die Ausstrahlung und Auswirkung des Vollkommenen auf andere Wesen. Die Liebe eint sich als die dritte Seite des Vollkommenen mit der Allmacht und höchsten Weisheit in Gott zu einer erhabenen Dreifaltigkeit. Liebe im Sinne des Glaubens ist auch das Vollkommenste im Menschengeiste; sie ist das Suchen und Sehnen unserer Seele nach dem Vollkommenen im Menschen, im Sein, in Gott. Christus hat die Flamme göttlicher Liebe vom Himmel zur Erde gebracht und auf dem Altare der Menschheit entzündet. Von dieser Flamme soll und kann jeder Mensch einen Funken in sein Herz aufnehmen und sein ganzes Wesen, sein Denken und Tun von ihm erwärmen und durchglühen lassen. Das ist eine wahre Nachfolge Christi, das ist echtes Christentum. Erst der Christ kann mit beglücktem Bewußtsein seine Hände erheben zu einem allmächtigen, allweisen, allgütigen Gott, zu einem Vater, der im Himmel ist. Aber alle Christen dürfen das tun, alle ohne Ausnahme, welcher christlichen Kirche sie auch angehören.

Folgen wir doch der Mahnung eines der gläubigsten Menschen, die je gelebt haben, dem Worte Goethes:

Das Unser Vater ist ein schön Gebet.
Es stärkt und hilft in allen Nöten.
Wenn einer auch „Vater unser" fleht,
In Gottes Namen laßt ihn beten!

Wir sollen ihn auch beten lassen, wenn er nur „Vater" fleht. Sind wir nicht alle Kinder eines Vaters? Sind wir nicht alle Brüder im Glauben und durch den Glauben?

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verschiedne Wege gehn. —
War es doch zu edlem Streben,
Drum auf frohes Wiedersehn!

Von einem katholischen Laien

Dr. Heinrich Lhotzky

1

In der Sturmnacht des 23. November hat Heinrich Lhotzky unseren Planeten verlassen.

Es ist kein Leichtes etwas über diesen seltnen Mann und sein Leben zu sagen. Er wirkte so stark als Persönlichkeit ganz eigner Art, auf Jeden der ihm begegnete, daß Jeder ihn wohl anders erlebt hat, je nachdem, wie der Einzelne durch ihn zum Klingen gebracht wurde. Er war gottbegnadeter Forscher ohne Wissenschaft; Bibelforscher ohne Dogmatik und System, Naturforscher ohne Bücherweisheit, Menschenforscher ohne Philosophie, Forscher des deutschen Altertums ohne Germanistik. Sein religiöses Leben baute sich auf auf die Unmittelbarkeit des Menschen zu Gott. Der Weg zum Vater führte ihn, abseits aller menschlichen Religionseinrichtungen, nur über Jesus und die Allheit des Seins. — Wenig Schweres, was einem Menschen auferlegt werden kann, ist ihm erspart geblieben, aber seine innere Kraft und sein unerschütterliches Vertrauen des Verbundenseins mit dem Vater: „der ja ungezählte Millionen versorgt", waren stark genug, ihn nie den Mut verlieren zu lassen, nie zu klagen und selbst in der irdischen Dunkelheit, welche während der letzten Lebensjahre diesen so überaus lebhaften, schaffensfreudigen Mann umgab, seinen Geist frisch und arbeitsfähig zu erhalten, bis zu den allerletzten Tagen: „Ich war nie so reich und glücklich, als wie alles unter mir zusammenbrach und über mir einstürzte, denn da war ich Gott am nächsten" — diese mir unvergeßlichen Worte meines Freundes charakterisieren wohl deutlich genug seine Lebensauffassung.

Seine Abneigung gegen alle Ehrungen wollen wir auch nach seinem Tode achten und Vieles zurückdrängen, was aus dem Herzen strömen möchte. Er wußte ja, daß das Leben nicht mit dem Tode endigt, so wird sein Geist fortwirken, ohne Zutun der Menschen, um neu aufzu-

leben, wenn seine Zeit, der er voraus geeilt, gekommen sein wird.

Lhotzky litt schwer darunter, daß er so wenig verstanden wurde, und das, woran seine ganze Seele hing, die Menschen zu Gott zu führen, nicht in dem Maße Eingang in die Herzen fand, wie er es so sehnlichst erhoffte. Doch das ist Führerlos, Samen auszustreuen, den Boden vorzubereiten, daß Pflanzen wachsen, Früchte reifen können, wann es gottgewollt ist. Es ist wohl zu verstehen, daß es für Viele zu schwer war, die bestehenden Religionswege zu verlassen und dem einsamen Pfad dieses Gottesmenschen nachzugehen! Ich bin aber überzeugt daß, gerade in unseren, nach allen Seiten so zerrissenen Verhältnissen, die Zeit nicht fern ist, wo manchem Suchenden dieser jetzt verklärte Wegweiser um so heller strahlen und ihm helfen wird, die Richtlinien zu finden, auf welchen er seine Mission auf dieser Erde erfüllen kann.

Bei allem Ernst besaß Lhotzky einen köstlichen Humor; einmal in einer recht kritischen Versammlung, in welcher er „über den Humor in der Weltordnung" sprach, war die Begeisterung derart, daß ich sah, wie ihn Männer umarmten.

Lhotzkys Lachen war etwas so aus tiefstem Seelenfrieden heraus Kommendes, so Erquickendes wie ein Bergquell. Selbst dem Bedrücktesten verhalf es zu mehr neuem Lebensmut als die bestgemeinten Trostworte.

Nun ist dieser Lebens- und Freudenspender in Frieden heimgegangen zu seinem Vater, und wir wollen uns über sein Scheiden aus unserer Mitte mit seinen eigenen Worten trösten lassen.

„Ewiges Leben hat mit dem Tode und Sterben natürlich nichts zu tun. Wie soll man glauben, daß ein ewiges Leben in dem Augenblick beginnt, wo einem das bißchen Sein so brutal weggerissen und zerstört wird! Nein! Ewiges Leben ist eine höhere Stufe des Seins, eine neue Ebene, die wir durchaus erklimmen müssen. Hat man sie erreicht, so ist das Sterben belanglos. Es nimmt nicht, was man wenig besitzt. Aber es gibt auch nicht, was man nicht hat. Aus Gott quillt das ewige Leben und hat weder zeitlich noch wesentlich mit dem Tode irgendeine Beziehung."

Buchschlag i. H. Bertha Nafziger geb. Jung

2

Lhotzkys Suchen und Wirken ging um Jahrzehnte seiner Zeit voraus. Heute erst fängt man an, aufzuwachen zu der Frage — auch aus Kreisen der Theologenwelt wagt sie sich leiser oder lauter hervor —: Gibt es einen Weg zur Gottesgewißheit, zum Wissen um unsere Gottverbundenheit, der näher ist als der weite Weg durch Theologie- und Dogmengebäude? der gangbar ist für Die, welche im Labyrinth des heutigen Weltwissens den Weg zum Vater verloren haben?

Tief tauchte Lhotzky unter in diese Frage. Und weiterhin: Muß nicht die Wahrheit Gottes zu finden sein vom Boden der gottgegebenen Wirklichkeit, von der Natur aus? — Tiefe, gründliche Naturstudien halfen ihm das „Ja" darauf finden. Und er fand Jesus, mitwandernd auf diesem Wege, der zum Vater führt, den Jesus der Bibel.

Den Reichtum des gehobenen Schatzes teilte er mit vollen Händen aus. In den sieben Jahrgängen der Vierteljahrschrift „Leben", von 1905—1911 erschienen, in seinen Beiträgen zu den in Gemeinschaft mit Johannes Müller herausgegebenen ersten sieben Jahrgängen der Grünen Blätter, 1899—1904, in dem Buche „Der Weg zum Vater" (1903) gibt er Kostbarkeiten, deren Wert noch längst nicht voll erkannt ist, deren Bedeutung die Gegenwart und Zukunft aber klarstellen wird.

Eine tiefschürfende Auseinandersetzung mit Theologie und Kirche gibt Lhotzky in dem Buche „Religion oder Reich Gottes".

Auf die auch heute immer tiefer brennende Frage: „Ists Liebe oder Zufall, was die Welt regiert?" hat er im „Monismus" Jesu die vollbefriedigende Antwort gefunden. Kann es für unsere heutige im chaotischen Dunkel der Gottesferne verirrte Menschheit Wertvolleres geben?

Aber wie „stand" Lhotzky zur Bibel? Es ist wohl nicht mehr indiskret (wärs ja auch überhaupt nicht!), wenn ich eine Stelle aus einem Briefe vom 19. Januar 1905 darauf antworten lasse:

Meine Stellung zur Bibel? Ich habe gerade dieser Tage darüber nachgedacht, ob ich darüber nicht einmal etwas sagen sollte. Ich hätt's vielleicht auch schon getan, wenn ich nicht jetzt so „obdachlos" wäre. Aber es ist auch schwer, etwas zu sagen. Mir ist sie eben kein Buch, sondern ein Saal voll lebendiger Gestalten, deren Denken man miterleben muß, so tief man kann. Darum schert mich auch die Kritik wenig. Irgendwie bestehen diese Gestalten doch, sei es in der Geschichte oder im Schreiber. Mir kommts immer so vor, als brauchte ich die Bibel überhaupt nicht. Ich benutze sie so, wie sie sich selbst benutzt. Haben wohl die neutestamentlichen Bibelgläubigen, Jesus an der Spitze, irgendeine Stellung zum Alten Testament eingenommen, womöglich gar noch eine theologische? — sie redeten aus ihrem Schauen und Erleben, und die Bibel war ihnen nur eine willkommene Beleuchtung ihres Seins; aber weder Erkenntnisquelle noch Beweismaterial.

Lhotzkys Leben trägt den schweren Stempel der Tragik aller Voraus-Eilenden. Aber „wir glauben an ein ewiges Leben". Die Zeit seiner Wirksamkeit wird kommen, ist wohl schon ganz nahe. Unsere christliche Welt hat viel nachzuholen.

Lhotzky hatte sich nicht entschließen können, seine Aufsätze in den Grünen Blättern gesammelt neu herauszugeben, auch nicht, das „Leben" in nochmaliger Auflage drucken zu lassen. Er mag wohl schwer getragen haben an dem „Ich bin noch nicht reif für dich", das seine Zeit ihm entgegenhielt.

Zwar haben wohl Viele Lhotzky schätzen gelernt und ihm gedankt für die Goldkörner, die ihm aus dem Strom des Lebens zugeflossen waren: seine zahlreichen kleinen Bücher der Lebensweisheit und Lebenskunst: „Die Seele deines Kindes", „Das Buch der Ehe", „Wenn man alt wird", „Daß ich mich nicht ärgere" und noch so manche andere.

Aber möchten berufene Herzen und Hände helfen, daß sein allertiefstes Wollen nunmehr voll zur Ausführung und zur Erfüllung kommt.

Meiningen Paula Knauf geb. Renner

3

Von dritter Hand erhalten wir folgende kurze Lebensskizze:

Heinrich Lhotzky ist am 21. April 1859 in dem Dorfe Klausnitz unweit Chemnitz als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Den ersten Schulunterricht erhielt er in dem Dörfchen Lausa bei Dresden. Sein Vater starb, als der Knabe erst drei Jahre alt war, und seine Kindheit war eine herbe. Vom 10. bis 12. Lebensjahr gehörte er der Knabenerziehungsanstalt der Brüdergemeinde Niesky an. Von diesen Jahren sprach er mit besonderer Freude und Dankbarkeit. Er besuchte danach die Gymnasien Bautzen und Dresden, um dann von 1878—81 in Leipzig Theologie zu studieren. Daneben nahm er orientalische Studien auf und hat seine Doktorarbeit über die Keilschrift-Forschung gemacht. Sein tiefverehrter Lehrer, Professor Franz Delitzsch, hat ihn auch für die Missionsarbeit an den Juden gewonnen und ihm die Wege nach Bessarabien in Rußland geöffnet. Dort als junger Pfarrer in den Siedlungen der deutschen Bauern, hat er in der Stille und Einsamkeit der südrussischen Steppe die wohl bedeutungsvollsten Jahre seiner inneren Entwicklung erlebt. Mit seiner jungen Frau Berta, Tochter des russischen Staatsrats Albert Bauer, zog Lhotzky zwei

Jahre später in die Krim, um dort in den Gebieten des Schwarzen Meeres, nunmehr als selbständiger Pfarrer, die zahlreichen, sehr weitläufig gelegenen Steppendörfer pfarramtlich und seelsorgerisch zu bedienen.

Die beiden Bücher „Immanuel Müller" und „Der Planet und ich" sind überaus bedeutungsvoll zum Verstehen und Miterleben dieses unendlich reichen und tiefen Lebens und dessen Seins und Werdens.

Im Jahre 1900 kehrte Lhotzky mit seiner Familie in die deutsche Heimat zurück. Er wollte seine Kinder deutsch erziehen. Zugleich setzte er sich selbst auf die Schulbank und studierte als reifer Mann Chemie und Naturwissenschaft. Aus seiner tiefen Naturverbundenheit heraus war ihm Erkennen und Tiefblick ganz eigener Art geworden. Dieses Erkennen führte Lhotzky in den letzten Jahren in die Welt altgermanischer Urweisheit und eröffnete ihm den Fernblick zur Entwirrung der Zeit-Verworrenheiten. Neben der Erforschung dieses für Lhotzky ganz neuen Gebietes hat sich seine Arbeit bald nach Zusammenbruch des Vaterlandes der deutschen Jugend zugewendet, für die er sich mit der ganzen Kraft seiner starken Persönlichkeit wirkungsvoll einsetzte. Schulter an Schulter mit der Führerin des bekannten Bundes „Neuland" in Eisenach, hat er einige Jahre lang unermüdlich pflegend und stützend gewirkt, bis sein schweres Augenleiden derartigen Anstrengungen ein Ende bereitete. Auf einer Reise nach Brasilien, die Lhotzky im Jahre 1924 unternahm, um den Auslanddeutschen die alte Heimat wieder näher zu bringen, befiel ihn das unheimliche Leiden mit Vergiftungserscheinungen, das schließlich im Laufe der letzten sechs Jahre ihm die Augen völlig zerstört hat. Wer diese Feuerseele gekannt hat, wird ermessen, welches Heldentum dazu gehört, um solches Leid zu tragen und so zu tragen, wie es getragen wurde.

Die Morgenröte deutscher Wiedergeburt war ihm nicht beschieden im Irdischen zu erleben. Die Pflege der von Lhotzky geschaffenen Werte wissen wir — nach dem tragischen Tod seines ältesten Sohnes Robert, Leiter des Haus Lhotzky-Verlages in Grünwald-München — in den treuen Händen seiner Mitarbeiterin Frau Berta Lhotzky in Ludwigshafen am Bodensee.

4

Dem Herausgeber sei noch ein Wort der Empfehlung des eben genannten Buches **Der Planet und ich,** Lebenserinnerungen und Zukunftsgedanken gestattet. (331 S. 4, geb. 6 M. Haus Lhotzky Verlag 1925. Mit einer ergreifenden Porträtzeichnung.) Ich las es erst jetzt nach Eingang der vorstehenden Manuskripte. Und möchte, daß es auch von Andern gelesen würde. Es ist eine Mischung von Selbstbiographie und Essais. Und wer es zur Hand nimmt, wird bald merken, daß ich es nicht aus politischer Zustimmung heraus empfehle, denn mit Keulenschlägen bedenkt Lhotzky immer wieder unsre Demokratie und alles, was mit und seit dem Umsturz im Reich geworden ist. Ungemein derbe, hemmungslose Urteile werden gefällt immer wieder über dieselben Menschen und Begebenheiten, die ihm zum Ärgernis geworden sind, ob es nun Karl der Große ist, den er stets als „Karl den Halsabschneider" einführt (S. 58 u. ö.), oder die „Novemberlümmel" oder „die Heuchler" die Engländer. Pazifismus ist ihm „eine Hauptwaffe der Viecher" (S. 78). Die Rasse tut es; wir armen Nieder- und Mischraßler müssen sehen, wo wir bleiben. Das Beste, was die Menschheit hatte, war das „armanische Urweistum", das kannte auch Jesus (S. 311). Ich habe mich viel erkundigt bei gelehrten Menschen und Büchern, ob sie etwas von den Armanen wüßten, und sie wußten nichts. Aber eine Stelle im „Planeten" wies mich an Guido v. List, einen Wiener Schriftsteller, über dessen fruchtbare Tätigkeit ein älterer „Kürschner" reichliche Auskunft gibt. Wenn ich trotz allem das Buch mit Gewinn und Vergnügen gelesen habe, so war gewiß zunächst die Freude am Biographischen Ursache. Zumal der Erzähler mich auf vertraute Fluren führte: wenig verschieden im Alter sind wir wie Nachbarn aufgewachsen; wir begegneten uns auch in seiner Frühzeit, als er für eine Weile Hilfsprediger in Cunewalde war, anderthalb Stunden von meinem Pfarrort. (Merkwürdig, wie verschieden er und ich Leipzig erlebten. Aber als er die Universität bezog, waren Harnack und Genossen nicht mehr da.)

Die eigentliche Anziehung des Buches kommt doch von Lhotzkys origineller, kerniger, leidenschaftlich freier und freimütiger Persönlichkeit. Man spürt seine Tüchtigkeit und nimmt ihm nichts übel. Man freut sich seiner köstlichen Wahrheiten, die er sagt, und der Zartheit, die ihm neben seiner Derbheit eignet. Und freut sich der Partien, die schriftstellerische Meisterstücke sind wie z. B. die Schilderung der Predigtweise Rabinowitschs, überhaupt des ganzen Rabinowitsch und des um ihn her. Viele wissen davon nichts mehr; es bleibt doch eine lehrreiche Episode.

Er war ein Mensch für sich; das muß seinen Reiz haben für Jeden, der Menschen sucht; die ihm nahe standen, wissen, was sie an ihm gehabt haben. R

Eine zweite Krise bei Franz Werfel

1

Werfels Entwicklung bot dem aufmerksamen und teilnehmenden Betrachter immer schon eine Fülle erregender Momente. Immer wieder überraschte er uns durch neue Einsichten und Durchblicke, immer wieder stellte er sich und sein Werk in das unbarmherzige Licht harter Selbstkritik und Verurteilung. Es hat in der Tat etwas Erschütterndes, die Unerbittlichkeit zu sehen, mit der ein Mann wie er sich der Wahrheit Gottes immer wieder ausliefert, nicht wissend, wozu sie ihn gestaltet und verwandelt. Man mag im Einzelnen zu seinem Werk stehen wie man will, diese Unbedingtheit des Dienstes und der Hingabe muß Jedermann Ehrfurcht und Rührung abnötigen. In ihr liegt auch der Grund beschlossen, weshalb Werfel als einer der ganz Wenigen seiner vormals expressionistischen Gesinnungsfreunde alle innern Krisen bisher überstanden hat, ja an ihnen und durch sie nur gewachsen ist. Um der Wahrheit willen, der er mit prophetischer Inbrunst diente, trennte er sich zu Ende des Weltkriegs von den politischen Aktivisten um Kurt Hiller, und während diese Gruppe bald verstummen mußte, weil sie keinen innern Auftrieb besaß, ward er zu neuen tieferen Erkenntnissen geführt. Wo sind sie hin, die Aktivisten hier und die Expressionisten dort, wo ist die Schar um Kurt Pinthus geblieben? Sie alle, bis auf einige ganz Wenige, hat die Zeit und die Krise des dritten Jahrzehnts verschlungen. Werfel blieb und wuchs, weil er seine Verkündigung nicht ausschließlich an politische oder ästhetische Programme band, sondern, kühn und abenteuerlich genug, an Gott allein, vor dem tausend Jahre sind wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache. Nicht weil er schlauer war als die Andern, sondern aus Gehorsam und Dienst.

Deshalb wird der Dichter verstehen (wenn auch nicht zustimmen), wie ich bei allem tiefen Dank doch angesichts seiner letzten Schöpfungen eine leise Besorgnis nicht unterdrücken kann, er, der jetzt Vierzigjährige, möchte die Forderung übersehen, die ihm seine Entwicklung und sein Werk für die Zukunft aufgeben.

2

Er begann als Lyriker. In seinen drei ersten Gedichtbänden „Der Weltfreund" „Wir sind" und „Einander" offenbarte sich ein ursprüngliches und quellendes lyrisches Vermögen, das ihn mit einem Schlag an die Spitze der jungen Dichter stellte. Bilder und Visionen, Gefühle und Einsichten strömten über wie ein unerschöpflicher Born. Aber der eigentümliche Reiz seiner Gedichte ist noch tiefer begründet. Er liegt in der Gabe, den strömenden Reichtum der innern Gesichte zwar in die Verse und das Wort einzufangen, aber doch zugleich dem Leser mitzuteilen, daß das Eigentliche des Verses außerhalb steht. Die Verszeile ist nie von prallem, stramm passendem Leben erfüllt, der Inhalt und das Bild gehen nie völlig ein, es kommt nie zur adäquaten Deckung, wie bei Platen oder George, sondern immer bleibt ein Etwas draußen stehn, und dieses Etwas ist kein Adiaphoron, sondern echteste, ja die eigentliche Substanz der Zeile.

Für Werfel ist dies kein technischer, raffinierter Kunstgriff, sondern ist begründet durch eine ganz bestimmte

Weltanschauung. In grenzenloser Harmonie Allem verwandt sein! Sich hinströmend vergeuden! Allen gehören! Aber ach, man ruft in den Wald und hört doch nur sein eigen Wort. Man sät Liebe und erntet Haß. Man will Allen gehören und wird verschmäht, zurückgestoßen in seine enge Behausung und Einsamkeit, in der Eitelkeit und Ehrgeiz, Sünde und Schuld aufstehen und uns ängstigen. So ist das Wort, statt Segen zu wirken, Fluch. Es löst und erlöst nicht, sondern bindet. Es entdichtet und befreit nicht, es dichtet uns ab gegen die Welt und entzweit, statt zu einen und zu verbünden. Es banalisiert, erniedrigt, verwundet und führt uns immer nur unsere harte, von Dingen und Gegenständen erfüllte Welt schmerzhaft vor Augen.

Da dem so ist, kann der Dichter nie unmittelbar, direkt sagen, was ihn treibt. Denn das Wort, einziges Werkzeug, steht ja nicht im Dienst der Erlösung, sondern des Fluchs und Gesetzes. Deshalb flüchtet er aus dem Wort heraus und verkündet nur andeutungsweise, indirekt-dialektisch, verlegt den Schwerpunkt außerhalb des Wortes, in das freiverharrende, webende, schwebende „Lächeln, Atmen, Schreiten", in ein Reich, wo die Weissagungen aufhören, die Sprachen aufhören, die Erkenntnis aufhört, wo wir nicht mehr wie durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort sehen, sondern von Angesicht zu Angesicht, wo nur die Liebe nimmer aufhört und Lieder ohne Worte, engelische Lobpreisungen die himmlischen Sphären erfüllen.

Daß diese Erkenntnis Werfel einmal zur Krise führen würde, liegt auf der Hand. Der Dichter kann nicht immer von dieser Antinomie leben. Sie mag eine Zeit lang Blüten treiben am Stamm des Unsagbaren, aber einmal ist auch das vorbei. Man kann kein Dichtwerk, so wenig wie die christliche Verkündigung auch, auf die Erkenntnis gründen, Etwas sagen zu müssen und doch im selben Augenblick zu wissen, daß es sich nicht sagen läßt.

Die entscheidenden Jahre dieser Erkenntnis kamen mit dem Krieg und fanden ihren Niederschlag in dem erschütternden Bekenntnisband „Der Gerichtstag". Künstlerisch in Manchem schwach, fesseln diese Bekenntnisse durch ihren unerbittlichen Ernst, mit dem die aufdämmernde Erkenntnis dem Dichter das Wort entwindet und ihn in Blöße und Nacktheit stehen läßt. So sehr er sich auch müht, durch alle Wortmassen und Bildhaufen das eine Wort zu sagen, es glückt ihm nicht. Lächelnd entwindet sich ihm die Wahrheit, das erlösende Wort:

> Wir sind zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, Brüder! Wir haben wo Blumen gepflückt.
> Nun stößt sich unsere Zunge an ihren Lügen wund. ...
>
> Du hast die Welt entweltet, du hast sie verwortet.
> Dahin! Und unsere Lüge lugt uns aus Worten an.

Sieht man von dem nachfolgenden Gedichtband „Beschwörungen" ab, so war dieser Gerichtstag der Grabgesang des Lyrikers und die Krise überhaupt, viel schwerer noch als sie sich in seiner Abkehr vom Aktivismus zeigte, eine Krise nicht nur formal ästhetischer, sondern mehr noch existentieller Art.

Werfel entkam dieser Krise und tauchte als ein Verwandelter wieder auf, wenn auch nur „wie durchs Feuer" gerettet. Freilich, der Lyriker ist dahin. Aber dafür wurde ein Epiker und Dramatiker geboren, der in dem letzten Jahrzehnt Erstaunliches geschaffen hat, aber wie mir scheint, heute einer zweiten großen Krise zusteuert. Im Folgenden sollen einige Momente angeführt werden, die Zeugnis von dieser Krisenhaftigkeit geben.

3

Der Hinweis auf das Unsagbare und die Überwindung des Wortes — jenseits des Verses — muß in der Prosa fortfallen. Statt des Wortes gibt es gar viele Wörter, die noch mehr verhüllen, begrenzen, entzweien als das Wort des Gedichtes, das durch die lyrisch-musikalische Situation transzendiert werden kann. Darum ist es kein Zufall, daß an den Höhepunkten von Werfels „Verdi"-Roman z. B. lyrische Situationen entstehen, in denen die Ahnung des Lesers mehr erfaßt als das Wissen und die Erkenntnis.

Doch noch mehr ist der Weg vom Gedicht zum Schauspiel gefährlich. Hier kann man nicht mehr entfalten und auf Höhepunkten durch lyrische Bildandeutungen mitreißen (was beim Roman immer noch möglich ist), obwohl es der Dichter durch eine Überfülle von Bühnenanweisungen versucht, sondern hier stößt Person auf Person, Idee auf Idee, Wort auf Wort. Hier kann der Dichter nicht mehr fliehen ins Jenseits des Wortes, hier löst sich die Dissonanz der Welt nicht mehr auf in Musik und Lächeln, Atmen, Schreiten, hier ist die Entscheidung gefordert, hier wirds auf engem Raum der Bühne Ereignis. Wie zur Entschuldigung sagt deshalb Werfel in seinem Epilog zu „Paulus unter den Juden":

> Das Drama, die Tragödie aber kann nichts als Geschichte sein, denn sie stellt nicht das Wunder dar, sondern Menschen, begründete Leidenschaften und Handlungen. Aber sie stellt sie entrückt und gebrochen dar, wie das Wasser die Gegenstände unter seiner Oberfläche gebrochen zeigt.

Gewiß hat Werfel in seinen vier Nachkriegsdramen eine eindeutige dramatische Situation zu schaffen gesucht. Im „Spiegelmensch" durch das Gegenspielerpaar Thamals und des Spiegelmenschen — eine geniale Konzeption der „zwei Seelen in meiner Brust". Das Ich stellt sich unter die Schuld, gehorcht dem Todesverdikt, erwacht aber zu neuem Leben, indes das Spiegelbild vernichtet wird. Im „Juarez und Maximilian" ist es auch die Idee des Gegenspielers. Dieser stirbt, jener siegt: „Schuld ist, seinen Taten nicht gewachsen sein." Im „Paulus unter den Juden" entfaltet Werfel die Mächte des Gesetzes (Gamaliel) und des Christus (Paulus). Paulus siegt, Gamaliel stirbt. Und im jüngsten „Reich Gottes in Böhmen", einem Hussitendrama, steht der Große Prokop dem Kardinal Julian Aug in Aug gegenüber: dieser siegt, jener stirbt.

In seiner ganzen dramatischen Produktion hat der Dichter also einen durchaus echten dramatischen Ansatz in der Konstruktion der Gegenspieleridee geschaffen, die sich nebenbei zurückverfolgen läßt in seine lyrischen Anfänge. Aber diese Idee bleibt letztlich doch nur konstruktiv. Es sind Gegenspieler, die nicht miteinander spielen, gegeneinander kämpfen. Sieht man vom Spiegelmenschen ab, so bricht nirgendwo im Ablauf des dramatischen Geschehens Sieg oder Niederlage als Ereignis über die Kämpfenden herab, sondern ist a priori gegeben. Im Grund ereignet sich nichts, was man nicht schon vorher ahnen könnte, und so ist es gemeint, wenn man vom lyrischen Tenor seiner Dramen mit Recht sprechen kann. Auch bei seinen Gedichten macht er den stillen, aber meisterhaften Vorbehalt, daß nicht Alles in den Vers hineingeht, sondern das bestimmte Etwas draußen bleibt. Hier ist es ähnlich. Aber was dort genuin wirkt und der lyrischen Situation durchaus entspricht — hier fällt es auf. Denn wenn man auch beim Drama einen Apriori-Vorbehalt macht, so bringt man das Drama um seine Wirkung und die Gegenspieler um ihren allerletzten Ernst, indem sie zu Schemen werden. Und das ist beim „Reich Gottes in Böhmen" fast der Fall. Es geschieht freilich viel. Und doch ist es kein Geschehnis, kein Ereignis. Es wird viel geredet und disputiert, aber es ist nur ein Rückzugsgefecht, bei dem der Hussitenführer Prokop von vornherein verspielen wird. Und bei „Juarez und Maximilian" wie bei „Paulus" ist es nicht viel anders. Max hat eigentlich von Anfang an verloren, genau wie Gamaliel bis zuletzt einen erbitterten Rückzugskampf ficht und durch einige angsterfüllte Gegen- und Entsetzungszüge eine Position halten will, die längst todgeweiht ist.

Ganz deutlich sehen wir diese Apriori-Entscheidung in der großen Basler Konzilsszene des „Reiches Gottes in

Böhmen". Hier hätte der heiße Atem einer dramatischen Steigerung die Gegenspieler zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte anfeuern sollen. Statt dessen sagt der Eine sein Sprüchlein, dann der Andere —, es entsteht Tumult, und ohne Rede und Widerrede zur letzten großen Entscheidung zu entwickeln, schließt der Kardinal die Sitzung, worauf er sich im übrigen noch etwas zu gute hält. Und Prokop selbst verstrickt sich in Widersprüche, der junge, der nie ein Schwert in die Hand genommen, straft den alten, der sich jetzt zum ersten Male rüstet, Lügen. Von seiner Frau und seinem einen Heerflügel im Stich gelassen, stirbt er einen wenig überzeugenden Tod, wobei es wenig ausmacht, daß er dies in den Armen seines Gegenspielers des Kardinals tut.

Ähnlich liegt es bei dem großen, 800 Seiten langen Roman: „Barbara oder die Frömmigkeit". Es ist unmöglich, auch nur eine Andeutung von der Fülle der Gestalten zu geben. In vier Lebensfragmenten entrollt sich vor uns das Bild der geruhsamen Vorkriegszeit in einer österreichischen Garnison, dann des Kriegs an der Front, der Revolution aus der Kaffeehausperspektive von Schriftstellern, Maulhelden, Kommunisten über Nacht und Aposteln der freien Liebe, während der vierte Teil in gewisser Weise wieder einmündet in die Stille des ersten Fragmentes. „Held" ist Ferdinand, Offizierssohn usw. usw., der sich durch all dies hindurchwindet und uns zum Schluß als Schiffsarzt begegnet. Ein richtiger Held ist er freilich ebensowenig wie der Hans Castorp des „Zauberberges", mit dem er überhaupt viel Ähnlichkeit besitzt. Der Held ist im Grund ein ganz Anderer, auf den der Romantitel hinweist: die Barbara, Ferdinands altes Kindermädchen. Wie das Bild einer Urmutter taucht sie im ersten Fragment auf, um erst im vierten wieder für einige Minuten zu erscheinen. Das Werk ist groß und sein Wurf gewaltig. Als Freskogemälde insbesondere der österreichischen Revolution wird es fast historische Bedeutung erhalten. Aber darüber mögen Berufenere urteilen. Zumal es Werfel um mehr geht. Es geht ihm um den Sieg Barabaras.

Daß das dritte Fragment — weitaus das größte — aber auch das zweite „Krieg an der Front" zum Teil den Rahmen sprengen, sei nur beiläufig bemerkt. Worauf es ankommt, ist der Nachweis, daß auch hier der Lyriker Werfel dominiert. Nicht nur deshalb, weil er die vier Fragmente nicht zu einer Einheit hat zusammenschweißen können (wie anders doch Thomas Manns „Zauberberg"!). Sondern vor Allem, weil Barbara wieder das bestimmte Etwas ist, das draußen bleibt und höchstens als Tangente an den Lebenskreis des Buches stößt. Aber wiederum nicht als zufällige Tangente, sondern — wie in Werfels gesamtem lyrischem Schaffen — als unentbehrliches, substanzhaftes Etwas und als Fackelträger der Liebe, auf den schließlich Alles und Jedermann hinweist. Deshalb nur nennt der Dichter den Roman nach ihr, die höchstens auf 20 Seiten des Werkes in den Vordergrund tritt.

4

Mit dieser Lösung ist sich Werfel treu geblieben. Denn immer deutlicher ging in seinem Werk das Licht der Liebe auf, die allein erlöst und uns wieder festen Grund unter die Füße gibt. Wir denken dabei an des Kaisers Maximilian erlösende Erkenntnis: „Der Wille zur Liebe ist Liebe noch nicht", an des Paulus Wort: „Das Gesetz ist erfüllt und die Liebe gekommen", an den Abituriententag: „Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe", an den Verdi, in dem die Peripetie sich ankündigt mit dem Satz: „Vendetta ist der Zauberaugenblick der Liebe, der nur einen Augenblick erträglich ist, und das nicht oft im Leben." Überall ist die Liebe das magische Etwas, das Sünden zudeckt, Zweiheit eint, Verzweiflung in Hoffnung verwandelt und Lebensangst in Todesmut.

Doch müssen wir noch einen, und nunmehr entscheidenden Schritt weitergehen und nach Art und Grund dieser Liebe fragen. In der Barbara weicht Ferdinand einer erneuten Begegnung mit der alten Frau aus. Er flieht. Und in diesem Zusammenhang fallen die schicksalsschweren und gefahrvollen Worte:

Alle menschlichen Beziehungen, auch die natürlichsten, sind Täuschung. Wir können Niemanden lieben, Niemanden „haben", weil wir einander nicht durchdringen dürfen und uns bestenfalls nur berühren. Liebe ist nichts als die Fähigkeit, das Bild eines Menschen in unserer inneren Dunkelkammer leidenschaftlich zu entwickeln. Die Wirklichkeit ist ein Bilderalbum, das Wort ein Werkzeug der Entzweiung und das Getriebe die schwerhörigste aller Einsamkeiten.

Diese Worte sind gefährlich, weil sie, offenbar aus einer andern, nämlich der buddhistischen Lebenssphäre stammend, die bisher von Werfel errungene Erkenntnis in Frage stellen. Wir können einander nicht lieben? Die Wirklichkeit ist ein Bilderalbum? Das Wort ein Werkzeug der Entzweiung? Fällt denn etwa der Dichter mit diesen Sätzen in die furchtbare Erkenntniszeit seiner Gerichtstag-Entwicklung zurück? Und scheut er sich, auf dem einmal eingeschlagenen Pfad vorwärtszuschreiten, aus Angst, man könne ihn am Ende einen Proselyten schelten? Denn Barbara bleibt draußen, berührt nur als Tangente den Kreis. Hat Werfel Angst um ihre Befleckung mit der Wirklichkeit?

Bisher nahm man die eigentümliche Zurückhaltung, mit der der Dichter diese und die jenseitige Welt konfrontierte, hin als ein notwendiges Moment seiner Entwicklung. Bisher hoffte man, und mit Recht, auf den Durchbruch zur Erkenntnis, daß die Liebe Fleisch wird, die Zeit erfüllt wird, und das Licht in der Finsternis scheint. Denn für das Evangelium gibt es keine Welt, die nur ein Bilderalbum sei, vom Schleier der Maja überspannen, und aus der man sich flüchten muß in ein jenseitiges Reich der Liebe. Gewiß ist Welt „Welt", Sünde, Fluch. Aber gerade weil sie das ist, und der Mensch in ihr gefangen wie im Gefängnis des Todes, sandte Gott seinen Sohn. Und dieser Sohn mied die Kranken nicht, nicht die Zöllner und Huren, hatte keine Angst vor Aussatz der Menschen und Befleckung durch die Welt. Und baute deshalb kein Jenseits auf, das unberührbar vom Diesseits nur reinen Seelen und untadeligen Herzen zugänglich ist. Seine Liebe ging zu den Kranken und fürchtete nicht die Berührung und Befleckung mit der Welt. Seine Liebe erlöste die Welt, die Gottes Schöpfung war und nun wieder geworden ist. „Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein, es leucht wohl mitten in der Nacht, und uns des Lichtes Kinder macht." Und deshalb ist das Wort keine Scheidewand, sondern Durchbruch und Zertrümmerung der Scheide. „Es war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben rungen. Das Leben, das behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen." Denn die Liebe bleibt nicht draußen stehn, sie ist mehr als „die Fähigkeit, das Bild eines Menschen in unserer inneren Dunkelkammer leidenschaftlich zu entwickeln", sie ist konkret geworden und verpflanzt uns wieder in den Garten Eden, zu dem im Glauben die Welt geworden ist, und nun steht Alles wieder an seinem richtigen Platz, Tiere und Pflanzen und Menschen.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt das Werk Werfels, so muß man einerseits mit tiefem Dank sagen, daß der Dichter uns hart an die Grenze des Evangeliums herangeführt hat. Aber anderseits gilt es auch einzusehen, daß der letzte Schritt noch nicht getan ist, der uns ins Herz von Gottes Liebe führt. Denn Werfel kennt wohl die Funktion und Wirkung der Liebe, wie sie sein müßte. Aber ihren Grund und ihre Kraft hat er noch nicht ganz bannen können. Noch lebt der Vorkriegslyriker in ihm, und der „Gerichtstag" war eben um diese Nüance zu schwach. Noch ist es nicht zur konkreten Forderung Gottes an die Welt gekommen, noch bleibt deshalb die Liebe

draußen. Denn nur weil die Liebe angreift und konkret wird, kann sie siegen. Aber bei Werfel greift sie weder an noch siegt sie. Maximilian kämpft nicht und siegt nicht, sondern leidet und stirbt. Prokop stirbt auch, ohne die Liebe zu schauen. Und Barbara bleibt draußen, in einem Nebel, der das Vorgebirge der Welt umspinnt. Ferdinand aber flieht und entweicht der Entscheidung.

Bekennte sich der Dichter zu dieser Konkretheit der Liebe, dann erhielte sein Drama erst das allerletzte Mark von Kampf und Sieg, Barbara würde aus dem Nebeldunst einer „transzendentalen Mütterlichkeit" emportauchen, die Gegenspieler würden Fleisch und Blut annehmen, der Lyriker aber, endgültig tot, könnte verwandelt neu erstehen, und Werfels gesamtes Dichtwerk wäre wirklich Licht auf unserm dunkeln Weg.

Kirchvers, Kr. Marburg Hans Schimmelpfeng

Brot

Roman von Karl Heinrich Waggerl
Inselverlag 1930. 407 S. Geb. 7 M.

Einen jungen Dichter gilt es vorzustellen: Karl Heinrich Waggerl. Vor einem Jahre noch war er unbekannt und ungenannt. Wie hundert und aber-hundert andere junge Menschen suchte er mit kleineren Arbeiten einen Zugang ins gefährliche Lager der Literatur; einer von den vielen Namenlosen, deren Wort und Stimme nur Wenige zu erreichen vermochte. Viele Jahre vergingen so, die sein Beharrungsvermögen, seinen Glauben an sich und seine dichterische Kraft hart auf die Probe stellten. Schon begann der Zweifel; das Martyrium eines Geistigen. Zehn Jahre dauerte diese Feuerprobe. Er rang wie Jakob mit dem Engel, bis er ihn segnete.

„Brot" heißt der Roman. Das erste Werk des Dichters, das Gültigkeit in sich und vor den Menschen hat; eine Dichtung — dieses Wort ist überlegt und steht hier zu Recht — die in dem gegenwärtigen deutschen Schrifttum vieles laut Gepriesene mit ihrem inneren Glanz überstrahlt.

Waggerl: ein seltsamer Name; noch klingt er uns fremd im Ohr: Waggerl. — Aber nicht lange, schon während der Lektüre erobern wir uns innerlich diesen Dichter und, was noch mehr bedeuten möchte, den Menschen in ihm. Mag er, bevor wir von seinem Buche sprechen, selber ein wenig von sich erzählen:

Meine Vorfahren stammen, wie ich ziemlich sicher weiß, aus Schwaben; sie sind zur Zeit der Emigranten in der Mitte des 18. Jahrhunderts in das Salzburgische eingewandert. Die meisten waren Bergleute und Bauern, auch mein Vater, der aber nach dem Militärdienst noch das Zimmermannshandwerk erlernte. Ich kam im Dezember 1897 in Bad Gastein zur Welt, als eine neue Sorgenlast für meine Eltern, die in den dürftigsten Verhältnissen lebten. Von der Wiege an hatte ich alle erdenklichen Krankheiten zu überstehen, ich war klein und schmächtig und ständig von geheimnisvollen Übeln geplagt. Mit dem achten Lebensjahr mußte ich als Liftboy in einem Gasteiner Hotel zum Unterhalt der Familie beitragen, darum kam ich erst spät in die Stadtschulen, mangelhaft vorbereitet, und überhaupt nur, weil sich mein Lehrer sehr dafür einsetzte. Sonst wäre ich Uhrmacher geworden, und das hätte, wenigstens damals, meinem ererbten Hang zum Handwerk besser entsprochen. Die folgenden vier Jahre verlebte ich nun allein in der Stadt, als ein recht mittelmäßiger Zögling in den Schulen, als Bettelgast an den Tischen einiger Salzburger Kaufleute. Irgendwelche auszeichnende oder sonst meine Laufbahn rechtfertigende Fähigkeiten besessen zu haben erinnere ich mich nicht, es sei denn ein gewisses Geschick im Zeichnen und im deutschen Aufsatz, und endlich ein leider allzu reichliches Selbstbewußtsein, das erst spät durch die bitteren Prüfungen des Krieges und der Gefangenschaft auf das rechte Maß beschnitten wurde.

Ich kam mit 17 Jahren zu den Truppen, von Ansehen noch ein Kind, aber begeistert für das neue Leben, das mich plötzlich zum Manne machte und von der verhaßten Schule befreite. Allein mein Äußeres versprach so wenig, daß man mir die Ausbildung zum Offizier versagte, ich mußte nach wenigen Wochen als gemeiner Mann an die Front abgehen. Dort blieb ich ununterbrochen 18 Monate, und diese Zeit, diese lückenlose Kette grausamer Leiden, Entbehrungen und Gefahren brach meinen Hochmut, rottete den übel angelegten Menschen, der ich war, spurlos aus und brachte mich an die unterste Grenze des Daseins. Infolge einiger, wirklich ungewollter Beweise von Tapferkeit wurde ich schließlich doch noch zum Offizier befördert, geriet aber bald darauf in den mörderischen Kämpfen am Col del Rosso in Gefangenschaft, schon damals mit dem Keim einer schlimmen Krankheit behaftet. Das stille Leben im Lager, unter leidlichen Lebensverhältnissen, brachte mich wieder ins Gleichgewicht; ich fing damals an, ernsthafter nachzudenken, zu lernen und zu lesen, vor allem Matthias Claudius, den ich zufällig in die Hand bekam und der mir einen unauslöschlichen Begriff von der Macht des Einfach-Wahren vermittelte. Ich begann zu verstehen, worauf es ankam, und ich sah auch zugleich die Grenzen meines eigenen künstlerischen Vermögens.

Zurückgekehrt 1920, wollte ich Lehrer werden. Aber ich war zu krank; viele Jahre lang mußte ich alle Kräfte und allen Mut daran wenden, mich überhaupt am Leben zu erhalten. Seit jener Zeit, also seit zehn Jahren, lebe ich in Wagrain bei Salzburg.

Ich schrieb, aber ich hatte lange Zeit nicht den geringsten Erfolg. Man wies meine Arbeiten überall zurück; ich hörte, sie seien zu grob, zu simpel, „mit der Hacke gemacht", wie Jemand nicht übel sagte. Nun saß ich aber doch durchaus nicht zu meinem Vergnügen am Schreibtisch, im Gegenteil, das Schreiben war mir manchesmal eine kaum zu ertragende Marter, und ich habe mehr als einmal beschlossen, dieses Handwerk endgültig aufzugeben. Ich versuchte mich als Plakatzeichner, erlernte die Buchbinderei, aber am Ende konnte mich das alles nicht vor der dunklen Gewalt retten, deren Träger ich unbegreiflicherweise bin. Ich sage und meine das ehrlich, daß ich nicht den Ehrgeiz habe Literatur zu machen, einen Namen zu gewinnen. Ich schreibe nur, um mir selbst zu helfen, weil ich zur Zeit keine andere Möglichkeit habe, meine Unruhe los zu werden. Ich möchte einfach von dem berichten, was ich wirklich weiß, zunächst also, weil ich nichts Anderes kenne, vom Bauernvolk, das ich gut verstehe, weil ich von seinem Blute bin. Ich möchte es ferner auf klare eindeutige Weise tun, mit den einfachsten Mitteln, ohne sprachliche oder stilistische Experimente. Ich bin zufrieden, wenn ein Satz gut klingt und wenn er nicht kürzer und verständlicher gesagt werden kann. Mehr habe ich nicht zu tun. Das Kunstwerk lebt von selbst.

In der freien Zeit treibe ich allerlei. Ich bilde mir ein, gut zeichnen zu können, ich treibe Geschirr aus Metall, entwerfe Möbel, mache Scherenschnitte, schneide in Holz, befasse mich mit Lichtbildnerei, binde Bücher, kurz, ich tue alles, was möglichst wenig an den Schreibtisch erinnert.

Der Stoff des Romanes „Brot" beschäftigt mich seit Jahren, ich versuchte mich in vielen kleinen Studien daran, fand aber lange nicht die rechte Form, oder vielmehr, ich hatte nicht den Mut, die allein mögliche zu wählen, weil sie zu sehr an Hamsun erinnern konnte, an meinen geliebten und gefürchteten Meister, an den mich wohl etwas Innerliches, nicht nur die Unzulänglichkeit meines Könnens bindet. Dann sah ich endlich jenen Irrtum ein und schrieb das Buch ohne Unterbrechung in genau vierzig Tagen, bei einer Arbeitszeit von täglich 12 bis 15 Stunden.

Und nun die Fabel des Romans.

Ein Mann wandert in die Einöde, allein. Irgend woher aus der lauten, geschäftigen Welt kommt er. Die Vergangenheit, dunkel und geheimnisvoll, liegt weit hinter ihm. Es ist Simon, der da wandert, ein Mann mit hartem Gesicht und roten, kurz geschorenen Haaren. Er geht einem unbekannten Ziel entgegen, heimatlos und wohl voller Unruhe. Schon liegt das letzte Dorf, das er auf seinem Weg durchschritt, einen Tag weit hinter ihm. Nun steht er hier oben in der Einöde und findet eine Hütte, herrenlos und verlassen. Er überschaut das Land, geht wohl ein wenig in der Runde umher. Ja, hier will er bleiben. Eben heißt das Land, das unbebaut und unbewohnt weit und breit sich hinzieht. Niemand ist da, keines Menschen Spur zu finden. Ein neues, ein zweites Leben bricht für ihn an, in dieser Weltabgeschiedenheit. Aber gerade so will es Simon: Von vorne, ganz von unten neu beginnen; arbeiten und wirken, weiter nichts. — Er hatte nichts, als er kam, nur den Mut und die große Kraft, hier, abgewandt von der Welt, neu anzufangen. Hier, wo keines Menschen Fuß seit Jahren die Erde betrat. — Eben? Ein verlassenes Stück Land, unfruchtbar und unergiebig. Nein, es war nie der Rede wert gewesen. Gerade hier will Simon sich in mühevoller Arbeit die neue Heimat bauen. Schwer für eines einzelnen Mannes Kraft; viel Geduld, viel Glaube und Demut sind nötig für so ein hartes Werk.

Die Jahreszeiten wechseln miteinander ab, während Simon, die „bärtige Weisheit", sich Grund und Boden, Haus und Stall neu gewinnt. Da unten im Dorf tauscht er beim Krämer Holz gegen allerlei Dinge ein, die ihm die Einöde versagt. Werkzeuge und Baumaterial, dies und das, praktische Sachen, die ein Mann wie Simon wohl gebrauchen kann. Und einmal bringt er sogar eine Ziege mit. Nun ist er nicht mehr allein auf Eben. Langsam geht es nur, aber es geht voran mit Simon und seiner Hände Arbeit, die einst Brot schaffen werden. „So ist es immer. Man muß gar nicht viel können. Man muß es nur richtig anwenden, was man kann, darauf kommt es an." Aber die mühevollen und

weiten Wege ins Dorf brachten Simon noch größeren Lohn. Von dort holte er sich auch die Frau, Regina, die ein wenig leichtfertige, die gern die Röcke kurz und eng trägt. Dieses geschah sehr merkwürdig und einfach. Ein gelbes Kopftuch war die Schuld. Er sah Regina im Laden des Krämers, kaufte das Tuch und dachte sich sein Teil. Ja, Simon ist ein abgründiger Geselle. Und einmal im März — Simon kommt vom Felde heim — ist Regina da, sie ist einfach da, weiter nichts; alles Andere findet sich von selbst. Regina kam und bleibt und wird die Frau von Eben. Es wird nicht viel geredet deswegen; es ist so alles in Ordnung und natürlich, wie Frühling und Sommer, Herbst und Winter. Das Leben geht den gewohnten Gang. Simon schafft, werkelt, baut hier, zimmert dort; alles hat seinen tiefen Sinn. Er läuft umher, grübelt und denkt. Immer hat er etwas Neues, Geheimnisvolles. Regina schüttelt wohl mal den Kopf; wenn sie auch nicht alles versteht, so fühlt sie, daß es so sein muß, wie Simon es vorhat. Auch sie ist nicht träge, nein, sie hilft und baut mit an diesem neuen Leben. Aber so schnell wie Simon kann sie nicht die Vergangenheit vergessen. Sie war, bevor sie zu dem Mann in die Einöde kam, Magd beim Müller unten im Dorf; von ihm hat sie ein Kind — Sebastian heißt es. —

Nun, da Regina bei ihm ist, scheint es, daß Simon noch mächtiger zupackt. Nichts wird ihm zu viel. Eines Tages, vom Dorfe heimkommend, treibt er eine Kuh vor sich her. Ja, Simon bedenkt Vieles, für Alles weiß er Rat und Ausweg. Wenn nur nicht der Müller, sein Erbfeind, wäre, der Regina immer noch nachstellt. Nein, dieser Müller paßt ihm gar nicht. Aber auch hier weiß er sich zu helfen. Wie wärs mit einer Falle im Walde? — Die verbotenen nächtlichen Schleichwege zu Regina soll der Müller mit hohem Preis bezahlen. —

Unverdrossen bestellt Simon Haus und Feld, und langsam wächst unter seinen Händen das mühevolle Werk. Viel Leben ist nun schon auf Eben, alles, was zu einem richtigen Hof gehört. Auf den Feldern steht das Korn und trägt Frucht. Schafe grasen im Gebirge, im weiten, endlosen Kar. — „Das ist armseliges, mageres Land, die Erde liegt kaum fingerdick über dem Fels. Aber es wächst doch ein wenig Gras zwischen den Blöcken."

Regina schenkt ihm einen Sohn: Peter. Er wird einst Erbe und Verwalter auf Eben sein, später — —. Während jedoch Simon in ernster Arbeit Jahr für Jahr immer größeren Segen abringt, bereiten sich unten im Dorf andere Dinge vor. Der Müller, der Herr und Spekulant, hat eine heiße Quelle in seinem Steinbruch entdeckt. Von hier fließt Geld und Gold. Reich will er werden und berühmt; aus dem Dorf will er eine Stadt machen. Fremde kommen zur Kur und Erholung. Auch die Einöde, Eben — die unfruchtbar war, bevor Simon kam — kaufte der Müller heimlich. Das ganze Dorf berauscht er und zieht es in seinen Bann. Was Keiner zu denken wagte, der Müller hat es erreicht, sein Geschäft blüht und wirft Geld ab in großen Mengen. — Simon, der „Borkenkäfer", allein bleibt fest und groß in seiner Kraft und Geduld. Er schüttelt den Kopf und denkt sich sein Teil. —

Aber so rasch und raketenhaft des Müllers Glanz und Reichtum aufsprühte, so rasch auch verfällt alles, was er unternahm. Er wollte zu hoch hinaus und hat sich arg in seiner Rechnung versehen. Er hat spekuliert, ohne das Ende zu bedenken. Sein Unternehmen war nicht auf so festem Grund gebaut, um Bestand zu haben. Schulden bedrücken ihn hart, und mit ihm wird das ganze Dorf wieder arm — ärmer als vorher —. Man findet den Müller eines Tages tot im Teiche, und Simon, der zufällig am Tag im Dorf ist, wird des Mordes angeklagt. Er muß viele Monate unschuldig im Kerker büßen. Aber schlimmer ist, daß nun auch Eben, genau wie das Dorf, hart in Mitleidenschaft gezogen wird. Es war des Müllers Eigentum, und Peter, der Sohn, muß die von Simon in harter, jahrelanger Arbeit errungene Heimat, muß Eben durch Vertrag und Siegel neu erwerben. Aber Peter ist von Simons Art. Während der Vater unschuldig in der Stadt im Gefängnis sitzt, tritt er an seine Stelle, jung an Kraft und voll Hoffnung. Bald auch wird er eine Frau — Susanne — heimführen und Simons Werk da fortsetzen, wo er es verlassen mußte, wartet nur ein wenig. — Alt ist Simon geworden, als er endlich heim durfte, müde und still. —

Dies die einfache Fabel der Dichtung.

Ja, es ist gut, auf dieses Buch mit allem Nachdruck hinzuweisen. Den Menschen der Großstadt, des gehetzten und gejagten, sollte dieses Stück erzähltes Leben in die Hand gegeben werden. Das Buch wird Wärme und Stunden der inneren Besinnung allen denen geben, die sich hinaussehnen in ein freieres Menschentum. Das Buch besitzt eine nach innen wirkende Kraft, die nur von einem Dichter ausgehen kann, dessen Herz dem Menschenbruder gehört, und der andächtig dem großen Geheimnis hingeneigt ist, nach dem wir alle zutiefst Heimweh haben: nach der heiligen, mütterlichen Erde.

Leipzig Hanns Arens

Schelling

Heinrich Knittermeyer: Schelling und die romantische Schule. Bei Ernst Reinhardt, München. 1929. 482 S. 12, geb. 14 M.

Ein schweres Buch, wenigstens für mich, zumal mir in Kenntnissen und Erkenntnissen der Verfasser unendlich überlegen ist. Aber schon die Sprache ist schwer. Schopenhauer sagte allerdings, er disputiere mit niemandem, der nicht lateinisch könne. Daß Fremdworte eine Sache sehr scharf und kurz ausdrücken können, was deutsch gesagt in die Breite und Umständlichkeit gehen würde, zeige folgender Satz (S. 27): „Ob die sicher erforderte Inbeziehungsetzung der phänomenalen Totalität zum intellektualen System der Prinzipien in Koinzidenz ausmündet oder in der unüberschreitbaren Distanz bloßer Korrelation bleibt, ist ein Problem, das Goethe der Romantik zur Entscheidung überläßt." In diesem Satz kristallisiert sich die ganze Fülle des Buches. Wer lange in den Gefilden Schellings, Fichtes, Hegels gewandert ist, ist geübt in der Erfassung strenger und tiefgründiger Darstellung von Gedanken, die sich ganz einfach überhaupt nicht geben lassen. Nun rücken nach einem historischen und zugleich naturwissenschaftlichen Zeitalter metaphysische Probleme wieder stark in den Vordergrund und muten uns Denkübungen zu, wie sie der Zeit der großen Systematiker eigen waren. Aber ob, nachdem Schopenhauer geschrieben hat (der freilich so leicht auch nicht ist, wie man oft behauptet), es nicht doch möglich wäre, Gedankendarstellungen einfacher zu gestalten? Doch bescheide ich mich gegenüber der Fülle von Belehrung und Anregung, die dieses Buch bietet.

Schwieriger ist für mich die Methode des Verfassers, die Schriften der Denker zwar in Kürze darzubieten, aber mit beständiger Kritik durchsetzt. Vielleicht geht hier mein schriftstellerischer Gegensatz auf einen tieferen Gegensatz zurück. Man kann ein Stück Geschichte der Philosophie so darstellen, daß einem eine letztlich zu erreichende Summe von Wahrheiten vorschwebt, dann versucht man, die beständigen Abirrungen auf dem Wege zum Ziel zu trennen von den Schritten, die entschieden vorwärts führen. So tut es der Verfasser. Ich neige zu denen, welche überzeugt sind, daß jede Epoche in sich selbst sich rundet. Dann ist die Annahme möglich, daß jede philosophische Gruppe sich und den Besten ihrer Zeit genug getan hat. Natürlich hat sie in ihren gefundenen Formeln dabei die Fülle des Lebens verkürzt. Und da das zurückgedrängte Leben nun um so mächtiger hervorbricht, wird die folgende Epoche jene Lösungen gerade als Schranken, ja als Irrgänge erkennen. Aber ihren eigenen Formeln wird es einst nicht besser ergehen. Und trägt eine Formel die Kraft der Gestaltung des Lebens in sich, so gestaltet sie Kräfte, die zur bestimmten Zeit nötig sind. Ich werde mich nie dazu verstehen, den deutschen Idealismus einfach als Fehlgang anzusehen oder ihn in seiner Hochstellung des Ich einer Sünde zu zeihen. Mit rohem Wirtschaftsegoismus hat die idealistische Wertsetzung des Einzelindividuums sehr wenig zu tun. Vielmehr sollte die Selbstverantwortlichkeit des Ich auf das Höchste gesteigert werden und die Verantwortlichkeit des Ich gegenüber den Aufgaben der Umwelt. Wie könnte sonst die Sozialdemokratie gerade Fichte heute so gern zitieren? Daß aber durch die wachsende Sozialisierung das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Ganze bei den Einzelnen erschreckend sinkt, darüber ist zur Zeit allgemeine Klage. Zudem: welch andere Epoche hat so heroische Menschen hervorgebracht, wie die idealistische? Das möchte geschichtlich anerkannt werden, ehe man feststellt, was zur Lösung unserer Probleme ihren Systemen fehlt.

Nun ist der Verfasser allerdings von einem ganz tiefen Ernst beseelt. Er ist getragen von einer Grundwahrheit und Überzeugung. Wirkliches Leben und wirkliche Geschichte ist da, wo „der Wille Gottes und der Anspruch des Mitmenschen der Herr sind und nicht die menschlichen Gedanken. ... In der absoluten Philosophie war das Ich der Wortführer, der es Gott gleich tun wollte und selber den Schöpfer zu spielen sich vermaß, statt Gottes Willen die Ehre zu geben und in der Geschöpflichkeit der von Gott gesetzten Ordnung seinen Platz sich zuweisen zu lassen." (S. 457 f.) Diese Worte zeigen, in welchen Kreis der Verfasser sich heute stellt. Aber kein romantischer Idealist würde zugeben, daß er Gottes Willen nicht die Ehre gegeben hätte; es ist nur die Frage, wo und wie er Gottes Willen findet. Und wer will die von Gott gesetzte Ordnung endgültig bestimmen? Etwa Fichte erkennt das Unzulängliche aller vorhandenen Ordnungen, sagen wir der Familie, und fordert, damit das Böse der Zeit überwunden würde, aus seinem Ideal heraus energische Neuordnung. Wenn nun in der Tat die Zeit diesen grundstürzenden Weg gehen muß? Wo ist die göttliche Ordnung?

Ich werde mit dieser Kritik dem Verfasser natürlich nicht gerecht. Ich bin viel zu sehr ein Kind unserer Zeit, als daß nicht auch ich über einzelne Behauptungen des romantischen Idealismus hinaus müßte (Fichte, Hegel, Schelling). Ich kann darum den Verfasser weithin als Führer anerkennen, in gleiche Nöte wie er verwickelt, die eine frühere Epoche nicht drückten. Seine Absicht geht dahin, zu zeigen, daß vor allem Schelling, zunächst mit beiden Füßen auf dem Boden des romantischen Idealismus

stehend, doch eine Welt in sich trug, die dort zu ihrem Recht nicht kam. „Ihm liegt daran, die Wirklichkeit zu respektieren." Aus jedem gegebenen Augenblick der Wirklichkeit das Schöne, das Ewige, das Bleibende, im letzten Sinn zu erheben, das ist Novalis, Schleiermacher und Schelling ganz eigen; auf jeden Fall aber die Fülle des Lebens zu gewinnen. Es wird aber aufgezeigt, daß damit die Romantik die andere Absicht verband, alle Lebenserscheinungen einzureihen in einen von einer einzigen Idee beherrschten und von dem Verstand klar durchdrungenen Universalorganismus. Der Verfasser zeigt klar, daß, wer die Romantik immer nur als eine Welt der Gefühle anspricht, ihr entfernt nicht gerecht wird. Wer nun den stärksten Impuls und die leidenschaftliche Glut des Lebens wesentlich im Gedanken erlebt, der das Vorhandene kühn durchdringt und seine Güte preist (Hegel), oder wer zutiefst sittlich bestimmt den ganzen Lebenskomplex chaotisch empfindet und einen Neubau der Dinge entwirft (Fichte), empfindet die Schranken seiner philosophischen Tätigkeit nicht so schmerzlich, wie Schelling, der in höherem Maße künstlerisch und religiös bestimmt viel stärker spürt, daß das Denken die Dinge nicht meistern kann. Er hat zwar die Grundlagen der romantischen Philosophie nie ganz verlassen, aber seine Entwicklung drängt ihn doch mehr und mehr zum Bruch mit der Vergangenheit und macht ihn zu einem Wegbereiter in eine Weltauffassung, die den Problemen, wie sie uns heute bewegen, sicherer entspricht. Diese Bedeutung Schellings aufzuzeigen, die ihn von dem üblichen Vorwurf befreit, Welt und Denken in reine Naturphantasien aufgelöst zu haben, ist des Verfassers vornehmliche und sehr bedeutsame Absicht. Wenn ich nicht irre, geht Tillich ähnliche Wege.

In der Tat haben wir nicht mehr den Mut, die gesamte Welt in allen ihren Erscheinungen rein geistig zu meistern von einer klar umschriebenen höchsten Idee aus. Das mochte selbstverständliche Aufgabe einer Zeit sein, die sich viel einheitlicher empfand — selbst die Religion als Rationalismus gefaßt störte die Einheit nicht — als wir es jetzt vermögen. Ob man das Denken Verstand nannte (= Wissen) oder Vernunft (= Neuordnung des Gewußten, aber als der Idee wenig entsprechend Erkannten), ist für uns jetzt gleichgültig. Wir stimmen Schelling gegen Fichte zu, daß es „Schwärmerei ist, das Universum rein aus dem Gedanken aufbauen zu wollen; größtmöglichster Wahn, die Mannigfaltigkeit der göttlichen Schöpfung unter eine Formel zwingen zu wollen", ob sie sich nun Idee oder Sittengesetz nennt. „Gott ist etwas Realeres als eine bloß moralische Weltordnung." Für Schelling ist gerade der Widerspruch die Wurzel alles Lebens. Aber „er kämpft (und bleibt damit Sohn der großen philosophischen Zeit) immer gegen zwei Fronten, sowohl gegen den absoluten Idealismus, der das Logische mit dem Wirklichen gleichsetzt, als auch gegen den philosophiefeindlichen Glaubensstandpunkt, der der Erkenntnis den Zutritt zur Offenbarung verwehren möchte".

Zu zeigen, wie Schelling durch alle Kreise der Romantik geht, sich eng mit allen Geistern jener Tage berührt, erfahren ist für jede Anregung und doch immer weiter und immer vertiefter seinen eigenen Weg bis zu beachtlichen Höhen geht, ist die schöne und, wenn es mir zusteht, das zu sagen, die wohlgelungene Aufgabe dieses mächtig und breit angelegten Buches.

Insofern aber naturgemäß auch Schleiermachers Gedankenwelt stark herangezogen wird, möchte ich mir zum Schluß doch noch eine Abwehr erlauben. Der Verfasser rühmt die vorsichtig abwägende Art dieses Denkers, der sich keiner Richtung verschreibt und gerade darum in der Zeit seiner letzten Reife unseren eigenen Problemstellungen immer näher kommt, nur daß er keine Möglichkeit findet, in dem vorliegenden Buche das breiter auszuführen. Das ist schade, denn mir scheint Schleiermachers ganze Entwicklung noch lange nicht genügend dargestellt zu sein. Ihn gepriesen zu haben, ohne ihn wirklich zu kennen und die Kenntnis von ihm weiter zu vermitteln, ist eine der großen Sünden des Liberalismus. Immerhin ist sich Schleiermacher soweit gleich geblieben, daß man auf seine bekanntesten Schriften, die Monologen und die Reden doch ein Licht fallen lassen darf erstens aus der Zeit, da Schleiermacher, an umfassendes Handeln gebunden, sich zunehmend konkretisierte; und zweitens darf man doch die Gedanken gerade dieses Mannes auch erläutern aus seinem Leben. Denn damit wird Dilthey recht behalten, daß keiner im Kreis der Romantiker (von Novalis abgesehen), auch der stark sittliche Fichte nicht, so rein und wahrhaftig in seinem ganzen Wesen war, wie Schleiermacher. Zu dieser Wahrhaftigkeit gehört aber auch die Übereinstimmung des Charakters mit den Schriften. Alle Predigten widerlegen das Wort des Verfassers (über die Reden), daß Schleiermacher (S. 267) es versäumt hätte, sein Ich aus sich selbst herauszutreiben und sein Leben einer Entscheidung zu unterstellen, der es allein um Gott und den Nächsten zu tun ist. Er habe vielmehr das Ich mit einem religiösen Heiligenschein umgeben. Das entspricht leider ganz der jetzt immer üblicher werdenden Betrachtungsweise, die Schleiermacher am liebsten ins Heidentum abschieben möchte und ihn als den Sündenfall des Protestantismus bezeichnet, was, wie ich ausdrücklich bemerke, der Verfasser allerdings nicht tut. Völlig mißverständlich aber erscheint mir das Urteil über die Monologen: es äußere sich hier mit erschütternder Deutlichkeit der ideale Egoismus des Romantikers darin, daß der Andere wie selbstverständlich dem eigenen Maß sich fügen muß, während ich keinen Denker kenne, der so die Ehrfurcht vor der anderen Art des Anderen gelehrt und geübt hätte wie Schleiermacher, gerade, weil er seine eigene Art heilig in ihrer Gottgegebenheit (nie in ihrem wirklichen Zustand!) hält. Wie soll ich den Andern heilig halten, wenn ich es nicht mit mir selbst tue? Man muß freilich wissen, daß Schleiermacher in den Monologen nicht seine gelebte Wirklichkeit schildert, sondern das ideale Wunschbild seines Wesens, vor dem er sich sündig weiß. So erscheint mir der Satz des Verfassers völlig unmöglich und ebenso völlig entfernt auch nur von der Wirklichkeit Schleiermachers, die ihm selbst ja hinter seinem Traum von sich noch unendlich zurückstand: „Nirgend zeigt sich deutlicher als hier, daß in der Romantik die Sittlichkeit Gefahr läuft, in den Bereich intellektuellen Genießens herabzusinken, und daß sie aufgehört hat, das Ich mit einer Forderung zu bedrohen oder mit einer Erfahrung zu demütigen." Fast überall, wo Schleiermacher auftaucht, regt sich der gleiche Zorn in dem sonst so maßvollen Verfasser; dieser Theologe erscheint ihm als die wirkliche große Gefahr. Nirgends ist es mir so deutlich geworden als an diesen Stellen, daß der Verfasser nicht anders kann, als auch seinerseits das allumfassende Leben zu verkürzen, sobald er die Formeln sucht, die der Fülle seines Herzens entsprechen.

Dresden Carl Mensing

Luthers Lieder mit Noten und Bildern

Luthers Lieder. Mit Bildern von Rudolf Schäfer. Leipzig und Hamburg. Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung 1931. 120 S. 7 und 20 M.

1

Es ist kein Zweifel, daß Viele erwartungsvoll nach diesem neuesten Werk des bekannten Illustrators greifen werden. Es wird ähnlich wie seine Bibel und sein Katechismus Freunde und Gegner finden, nur weniger in der Öffentlichkeit; handelt es sich doch hier nicht um ein Buch zum Lesen, sondern um ein Liederbuch, also ein Buch zum Singen.

Die Beschränkung, die hierin liegt, sucht das Buch dadurch zu durchbrechen, daß es sich an weite Kreise wendet. Die Auswahl der 32 Tonsätze erfolgte deshalb nicht nach dem Gesichtspunkt einheitlicher musikalischer Auslegung des Lutherliedes; drei Viertel der Sätze entstammen der klassischen Zeit der evangelischen Kirchenmusik, ein Viertel der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart — „Ein feste Burg" erhält einen Tonsatz des musikalischen Herausgebers, Ernst Schmidt in Erlangen. Die Auswahl erfolgte, wie die Bemerkungen am Schluß uns belehren: „unter dem Gesichtspunkt der praktischen Verwendungsmöglichkeit in der Familie. Aus diesem Grunde beschränkte man sich auf vierstimmige Tonsätze, die ohne besondere Technik am Harmonium oder Klavier gespielt werden können."

Es ist bedauerlich, daß gerade in dieser vom Herausgeber als maßgebend bezeichneten Hinsicht Mancherlei zu wünschen bleibt. Vor allem ist die für den Spieler dringend zu fordernde Klarheit des Notenbildes nicht überall erreicht. Mag sein, daß der Grund in dem zu weit auseinandergezogenen Liniensystem zu suchen ist, im Verhältnis zu dem die handgeschriebenen Noten in den meisten Fällen zu klein und zierlich sind. In einigen Fällen ist die Melodiestimme in der richtigen Größe geschrieben, aber das ändert nichts an dem Gesamtbild für den Spieler, der zumal an figurenreichen Stellen Mühe hat, den mehrstimmigen Satz mit einem Blick zu erfassen. Daß auch das nahe Heranrücken der Noten an die Vorzeichen zu Beginn der Notenzeile leicht zu Mißverständnissen verleitet, sei nur im Vorbeigehen gesagt.

Die künstlerische Frage, wie das Nebeneinander des zierlichen Notenbildes zu den kräftigen Buchstaben des untergedruckten Textes, oder weiter gefaßt der feinzügigen Handschrift Schäfers zu dem schweren Drucksatz zu beurteilen ist, soll uns hier nicht beschäftigen. Uns ist es um die praktische Verwendbarkeit zu tun, die hier Schaden leidet. Wir bedauern das um so mehr, als der Gedanke, Luthers Lieder mit Tonsätzen herauszugeben, dazu in schmucker Form, überall auf Zustimmung und Anklang rechnen kann.

Was bleibt?

Der Text der Lutherlieder, mit der Auslegung der Schäferschen Bilder. Aber darüber mag ein Anderer berichten.

Mansbach Wilhelm Wolff

2

Im „Kunstwart" 1910 hat Ferdinand Avenarius auf Rudolf Schäfer hingewiesen als den, der „aller Wahrscheinlichkeit nach für die bewahrsamen Kreise des deutschen Volkes der Zeichner religiösen und gemütvollen Innenlebens werden wird, den sie wünschen und brauchen". Manches unter den vielen Veröffentlichungen dieses Zeichners, deren Wert sehr ungleich ist, hat diese Voraussage gerechtfertigt. Einzelne kräftiger gezeichnete Illustrationen in seinem Buch „Lieder Paul Gerhardts" bekunden ein sympathisches Verhältnis zu diesem klassischen Dichter der deutschen Hausgemeinde. Jetzt hat Schäfer sich an die Illustration der Lieder Luthers gewagt, wenn man bei Einem, der es unternommen hat, die Bibel mit Bildern auszustatten, noch von Wagnis reden kann.

Von Wilhelm Raabe (Abu Telfan S. 304 f.) stammt das tiefsinnige Wort: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen: Shakespeare, Milton, Byron; Dante, Arioſt, Taſſo; Rabelais, Corneille, Molière; ſie ſäen nicht, ſie ſpinnen nicht und ſind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller ſeiner Pracht: in dem Lande aber zwiſchen den Vogeſen und der Weichſel herrſcht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie friſchgepflügter Acker, und trägt jeder Blitz, der aus dem fruchtbaren Schwaden aufwärts ſchlägt, einen Erdgeruch an ſich, welchen die Götter uns endlich, endlich geſegnen mögen. Sie ſäen und ſie ſpinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten voranſchreiten, ſie kommen alle aus Nippenburg, wie ſie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und ſie ſchämen ſich ihres Herkommens auch keineswegs."

Daß Schäfers Graphik etwas von dieſer deutſchen Art an ſich hat, darauf beruht ein guter Teil ihrer Wirkung. Und Schäfer ſchreibt Ludwig Richter, den großen Deuter des deutſchen Philiſters, von dem er tief und nachhaltig beeinflußt iſt, nicht nur nach, er iſt ein Fortſetzer, der eigene Töne findet. Sein Gebiet iſt das Beſchauliche, Häusliche, Idylliſche, im Figürlichen das Schlicht-Fromme bei Menſchen, die weder mit ihrem Temperament noch mit ihrem Verſtand im Streite liegen, und im Szeniſchen das Engbegrenzte, das Heimelige, das Lenkſame, und als Höchſtes das andächtig Erwartende. Dazu wird man auch in dieſem Buche Beiſpiele finden: Maria mit dem Weihnachtskinde unter dem Sternenhimmel, der durch die gebrechliche Hütte ſchimmert, die Heimſuchung Mariä, die Begegnung der jungen und der alternden Mutter, deren Kompoſition Schäfer mit Vorliebe pflegt und die er zu wahrem und innigem Ausdruck geſtaltet, das Dorf, das ſich um ſeine alte ſchickſalserfahrene Kirche ſchmiegt, Landſchaftliches und ähnliches. Aber geht man dann die Bilder zum Kirchenjahr und der evangeliſchen Geſchichte durch, ſo ſtößt man nicht nur auf übernommene Motive, ſondern auch auf die nun wohlbekannten Menſchentypen, von denen Schäfer überdies nur einen beſchränkten Vorrat beſitzt. Die Züge der Lutherlieder tragen ſie nicht.

Und wie ſteht es mit dem Heroiſchen dieſer Lieder? Den Bildern ſind Erläuterungen von Hans Preuß, dem Verfaſſer des Werkes „Die deutſche Frömmigkeit im Spiegel der bildenden Kunſt" beigegeben. Solche Erläuterungen pflegen, zumal wenn ſie dem Bilderwerk ſelbſt beigeſchloſſen ſind, das ſachliche und formal techniſche Verſtändnis vorzubereiten, um ſo den Betrachter unaufdringlich zur ſelbſttätigen Aneignung anzuleiten. In dieſen Erläuterungen aber wird das Formal-techniſche kaum berührt, dafür eine mit reichlichem Lob durchwirkte Würdigung der Bilder geboten. Einzelnen Bildern werden Prädikate erteilt wie: „ein großer Wurf" „leuchtend" „gewaltig"; welches Wort bleibt wohl für Dürers Apokalypſe oder Michelangelos Sixtinadecke übrig, wenn eine Zeichnung Rudolf Schäfers „gewaltig" heißt? Der „große Wurf" ſind die Vierundzwanzig Älteſten, man ſehe ſie daraufhin an. Das „gewaltige" Dreifaltigkeitsbild iſt eine nicht glückliche Abwandlung des Dürerſchen Gnadenſtuhls, wie ſie Schäfer auch ſonſt ſchon verſucht hat. Der Betrachter kann noch weitere Proben anſtellen. Luthers mitreißendes Märtyrerlied wird illuſtriert durch zwei Vögel, die ſich über die am Boden züngelnden Flammen in die blaue Himmelsluft ſchwingen; die Initiale bildet ein in die Form des gotiſchen E gebogener Drache. Der Erklärer findet dieſen Gedanken „entzückend". Hübſch iſt er ohne Zweifel, nur ſteht hinter dem Lied der Scheiterhaufen, deſſen Flammen das Tedeum auf den Lippen der erſten Märtyrer der Reformation erſtickt haben. Der Eindruck von Luthers Glaubenskampf um Röm. 1, 17 wird durch den lieblichen Engel mit der Laute, der dem Erſchütterten den Troſt des Evangeliums ins Herz ſingt, notwendig abgeſchwächt. Von Engeln wird überhaupt reichlich Gebrauch gemacht. Namentlich in den Luther des Titelbilds iſt aus bekannter Quelle ein reflektierter Zug gekommen, der Schäfer nicht angehört. Über den Schäferſchen Chriſtus braucht man nach ſo vielen Verſuchen nichts weiter zu ſagen. Auf dem Auferſtehungsbilde erhebt er ſich aus dem zertrümmerten Felſengrabe. Das Grab iſt wohl zerſprengt, aber bei Chriſtus reicht es nur zu ſchwächlichem Pathos. Luthers Lied von der Kirche iſt beherrſcht von der Vorſtellung des apokalyptiſchen Weibes und ſeines geheimnisvollen Schickſals. Dieſes Weib fließt ihm zuſammen mit Maria, da ſie ihm wie der mittelalterlichen Theologie Symbol der Kirche iſt und das apokalyptiſche Weib auf Maria gedeutet wird. Dürer hat das Weib mit richtigem Inſtinkt als mythiſches Weſen erfaßt und ihm Flügel gegeben, damit es in die Wüſte flöge, während der meſſianiſche Knabe in den Himmel entrückt wird. Schwerlich wird es der neueren Kunſt noch möglich ſein, den Urſinn des Lutherliedes im Bilde darzuſtellen. Schäfer beſchränkt ſich im Weſentlichen daher auf die erſte Strophe und ſtellt in Maria ſein deutſches Frauenideal dar, das ſeiner gottgeordneten Beſtimmung ſanft und demütig ſich hingebende Weib; der ungefährliche Drache wirkt nur dekorativ, und der Sieg des maleriſchen Erzengels iſt ſchon entſchieden. Unvermeidlich iſt die Ablenkung vom Lutherlied. Der Erklärer nennt dieſe Maria „urproteſtantiſch". Anmutendes wird man in Schäfers Lutherliedern auch ſonſt finden. Wer aber die Gewalt der Lieder Luthers ſpüren will, muß ſich an die Lieder ſelbſt und an ihre mächtigen Melodien halten.

Das Buch iſt gut ausgeſtattet, durch Rotdruck feſtlich geſtimmt. Der Text iſt um den richtigen Wortlaut bemüht; doch ſollte im Märtyrerlied erkennbar ſein, daß die beiden letzten Strophen ſpäter hinzugefügt worden ſind, und in der Zeile: „Die beſte Zeit im Jahr iſt mein" (Vorrede auf alle guten Geſangbücher) bedarf das Wort „mein" für die meiſten Leſer*) einer Erklärung (= Maien).

Rudolf Günther

Bücher und Schriften

Die Liebestätigkeit in der alten Kirche. Von Paul Richter. Kommiſſion des Diakoniſſenhauſes Mertſchütz 1930. 86 S. 1.50 M. (und 15 Pfg. Porto).

Auf Grund der großen geſchichtlichen Arbeiten von Herzog und Uhlhorn bis zu denen von Zſcharnack und Schlatter iſt hier ein anſchauliches Bild der chriſtlichen Liebesarbeit von den Apoſtelzeiten an durch die Wandlungen der Jahrhunderte hindurch bis in das frühe Mittelalter hinein liebevoll gemalt, dem man wohl wünſchen kann, daß es in unſeren Gemeinden Eingang finden möchte. Auch der Lehrer und der Lernende wird ſich wohl noch über dieſe leicht faßliche und überſichtliche Einführung freuen, die das gemeindliche Fundament und Element gerade chriſtlicher Liebestätigkeit nachdrücklich herausſtellt. Poſtſcheckkonto des Verfaſſers, Paſtor i. R. in Mertſchütz, Kr. Liegnitz: Dresden 23 512.

Karl Weſſendorft

Auguſtinus. Ernſte Gedanken aus ſeinen Schriften. Ausgewählt, aus dem Lateiniſchen überſetzt und eingeleitet von H. v. Kaltenborn-Stachau. Barmen, E. Müller 1930. 80 S. 1.80 M.

In einem ſchön gedruckten, feinen Bändchen vereinigt der Pfarrer der deutſchen evangeliſchen Gemeinde in Rom hier eine gut getroffene Auswahl vor allem ethiſcher Gedanken aus dem Rieſenbau der Schriften Auguſtins.

Albert Mühlmeiſter

Islands Kultur zur Wikingerzeit. Von Felix Niedner. Jena, Diederichs. 24 Tafeln. 2 Karten. 8. Tauſend. 188 S. 7, geb. 9.50, auch 11 M.

Islands Tauſendjahrfeier im Juni dieſes Jahres hat das Intereſſe der Allgemeinheit für die kleine Inſel wachgerufen, die in alten Zeiten ein Stützpunkt und eine Hochburg germaniſchen Geiſteslebens geweſen iſt. Wenn ſchon in den letzten Jahrzehnten in Deutſchland, auch abgeſehen von den Fachwiſſenſchaftlern, ein verhältnismäßig großer Kreis mit der isländiſchen Geiſteswelt vertraut wurde, ſo verdanken wir das in erſter Linie dem Verlag Diederichs. Er hat in ſeiner Sammlung „Thule" in großzügiger und vorbildlicher Weiſe dieſe Quellen nordiſchen Volkstums neu zugänglich gemacht. Die Aufnahme, die dieſe Sammlung in Deutſchland gefunden hat, beweiſt zur Genüge, welche Lebenswerte die alten Sagas auch für uns enthalten. Das vorliegende Buch, das jetzt in 8. Auflage erſcheint, iſt als Einleitungsband gedacht; es unterrichtet über die geographiſchen, geſchichtlichen, kulturellen und volkskundlichen Verhältniſſe der Inſel. Text und Bilder ergeben zuſammen eine ungeheuer lebendige Vorſtellung. Das Buch iſt auch ohne alle Beziehung zu den übrigen Bänden der Sammlung äußerſt feſſelnd und leſenswert. Aber ich glaube viel eher, wer es geleſen hat, wird dadurch erſt recht angeregt, zu den alten Romanen zu greifen, und er tut gut daran.

Martha Kübel

Siebenhundert Jahre Kirchengeſchichte Berlins. Von Walter Wendland. Berlin, Walter de Gruyter u. Co. 1930. 314 S. 18, geb. 20 M.

Für alle, die mit dem kirchlichen Leben Berlins und der Mark in Verbindung ſtehen, wegen ſeiner Gegenwartsbezogenheit ein unentbehrliches Buch; für den, der ſich mit der allgemeinen kirchengeſchichtlichen Entwicklung des neueren Proteſtantismus befaßt, eine Fundgrube wichtiger Erkenntniſſe. Die Tatſache, daß die kirchlichen Ereigniſſe in Berlin als dem Brennpunkt des geiſtigen, politiſchen und wirtſchaftlichen Lebens in Deutſchland im Guten wie im Böſen maßgebend ſein werden für die allgemeine Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus, gibt der Darſtellung eine unpathetiſche, aber um ſo wirkſamere Eindringlichkeit. — Die Grundlagen der gegenwärtigen Entwicklung aus Mittelalter und Reformation werden einleitend kurz dargeſtellt, und dann ziehen in einer reichen Folge von Bildern die äußeren und inneren Verhältniſſe des Berliner Gemeindelebens in den letzten drei Jahrhunderten an uns vorüber. Beſonders ſorgfältig ſind die Verbindungslinien zur allgemeinen Kulturentwicklung ausgezogen. Hof und Magiſtrat, Ackerbürgertum, ſelbſtbewußter Kaufmannsſtand und ſeit dem 19. Jahrhundert körperlich und ſeeliſch gefährdetes Proletariat ſtellen der Kirche jeweils neue Aufgaben.

*) Sagen wir ruhig: „für alle Leſer". Ich ſehe mit Schrecken, daß auch die Braunſchweiger Ausgabe dieſe Erläuterung nicht hat.

D H

Erschütternd deutlich wird das Versagen der Kirche gegenüber der kommerziellen und wirtschaftlichen Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert, und die Gefahr, daß sie infolge ihrer engen Bindung an ein enges, mit allen Mitteln um seine wirtschaftliche Existenz ringendes Kleinbürgertum auf den Stand einer Sekte hinabgedrückt wird. Der Schlußgedanke, daß ein kirchlicher Optimismus sich heute tiefer gründen muß als auf die Betriebsamkeit der Menschen oder auf den Glauben an die Besserungsfähigkeit der Menschen wird hoffentlich in der Kirche bald allgemeine Zustimmung finden. Wilhelm Maurer

Gustav Adolf. Von Johannes Paul. Zweiter Band. Schwedens Eintritt in den dreißigjährigen Krieg. Leipzig, Quelle und Meyer 1930. 226 S. 14 M.

Im Gedenkjahr der Augustana und des schwedischen Eingreifens in den großen deutsch-europäischen Glaubenskampf gab uns der Greifswalder Historiker eine wertvolle Gabe mit diesem zweiten Band. Gegenüber der katholischen Anschauung, Gustav Adolf habe nur aus Politik eingegriffen, und der deutsch-evangelischen, als sei er ein reiner Glaubensheld gewesen, gibt die auf reichen Forschungen in den schwedischen Archiven beruhende Darstellung eine Synthese von beiden Auffassungen. Indem er Schweden als Ostseemacht und als protestantischen Staat in den Zusammenhang der großen Politik der Offensive des habsburgisch geführten, gegenreformatorischen Katholizismus hineinstellt, gelingt ihm der überzeugende Nachweis, daß Schwedens politisches Interesse mit dem kirchlich-religiösen des Protestantismus in Europa zusammenfiel. Bedrohte doch der habsburgische Imperialismus mit Wallenstein in Greifswald auch Schwedens Ostseestellung; und damit handelte es sich für Gustav Adolf um die Notwendigkeit der Verteidigung, die er in offensiver Form aufnahm. Hierbei ist wertvoll die Darstellung der Staatskräfte Schwedens, mit denen es in den Krieg eingreifen konnte. Die Darstellung ist sehr sorgfältig und gründlich, dabei aber mit ihrer durch die aktenmäßige Trockenheit hindurchleuchtenden Begeisterung doch auch wieder anschaulich und packend. Albert Mühlmeister

Das Buch der Gräfin Maria. Fünftes Heft der „Mitteilungen des Vereins für schaumburgisch-lippische Geschichte, Altertümer und Landeskunde". Bückeburg 1930. 196 S. 2 Tafeln. 4.80 M. bei Bezug durch den Verein.

Wir möchten verhüten helfen, daß das von Herder für die Gräfin Maria von Bückeburg zusammengestellte Liederbuch, das der verstorbene Dr. Müller bearbeitet und kommentiert hat und das nun als 5. Heft der Mitteilungen der Gesellschaft für Schaumburg-lippische Geschichte erschienen ist, dort vergraben bliebe. Denn dies Buch, das hier mit größter philologischer Akribie, aber auch mit tiefem Verständns für das innere Leben Herders wie der feinsinnigen, frommen Gräfin bearbeitet ist, gibt tiefe Einblicke in den Kampf, den eine unter der Gräfin Einfluß neuerwachte Gläubigkeit mit dem neologisch-aufklärerischen Grundzug Herders führt. Es bleibt freilich ein unbehaglicher Eindruck: das unentschiedene Schwanken des geistvollen Dichters zwischen der gläubigen Christlichkeit und der Offenheit für Stimmen aller Völker und Zeiten. Das Studium dieses Heftes kann allen warm empfohlen werden, die an der Religion unserer Klassiker ein Interesse haben. Otto Baumgarten

Charlotte Perthes. Das Lebensbild einer deutschen Frau. Von Gertrud Schmidt. Gotha, Engelhard-Reyher 1929. 5 Bildtafeln. Geb. 5.40 M.

Je undurchsichtiger und verworrener die gegenwärtige Lage ist und je problematischer wir heutigen Menschen sind, desto wohltuender ist ein Blick in eine versunkene, aber wohlaufgehobene und geborgene Welt, die zwar einst auch voll Verwirrung und Staubwirbel war, aber nun sich wieder erhebt, nachdem der Staub sich gelegt hat. Nun ist alles Unwesentliche abgefallen und das Wesentliche tritt klar und ermutigend hervor. Das empfindet man dankbar beim Lesen des schönen Lebensbildes von Charlotte Perthes, der zweiten Gattin des bekannten Gothaer Verlagsbuchhändlers Friedrich Perthes, dessen frühvollendete erste Frau, die Tochter von Matthias Claudius, stark hereinwirkt. Es ist ein ungemein reicher, belebter Kreis, mit dem man in dem feinen Buche in Berührung kommt, — reich durch die wahrhaft vornehme Auffassung des Lebens und vor allem des Leidens. Ein einziges Wort von Perthes mag das beleuchten, das er an seine Schwiegermutter, Matthias Claudius' Witwe, schrieb: „Ich sehe überhaupt keinen Stern, es sei denn, er leuchte mir aus einem Leidenskelche." — Aus der langen Reihe der Namen, die in den hier mitgeteilten Briefen auftauchen, seien außer dem Wandsbeker Boten nur einzelne genannt: Theodor Körner, Napoleon I., der Astronom Encke, der Fabeldichter Wilhelm Hey, der Historiker von Raumer, der Philosoph Schelling, Friedrich Schleiermacher und seine Frau. In dieser persönlich so bewegten Welt bildete sich unter schwerem Leidensdruck der Charakter einer wahrhaft frommen Frau, deren vorbildliche Kraft und Reinheit die Herausgeberin, die als Urenkelin selber in diesem Lichtkreise steht, in unsere Tage weiterleiten will. Möchte sie bei Allen, die nicht geschichtlos leben wollen, dankbare Leser finden! Paul Jaeger

Gewalt über die Geister. Von A. F. C. Vilmar. Band 4 der Bücherreihe „Christliche Wehrkraft". München, Paul Müller 1928. 1.50, geb. 2 M.

Von der Überschätzung der Wissenschaft. Von A. F. C. Vilmar. Band 6 der Bücherreihe „Christliche Wehrkraft". München, Paul Müller 1928. 1.50, geb. 2 M.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des rührigen Verlages, die wichtigsten Stücke aus August Vilmars längst vergriffenen „Schulreden" und seinen Aufsätzen „Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands" neu zugänglich gemacht zu haben. In seinen Auseinandersetzungen mit Junghegelianismus und den Emanzipatoren des Fleisches hat Vilmar Ideenkomplexe getroffen, die heute noch unser Geistesleben bestimmen, und hat dabei evangelische Wahrheiten geltend gemacht, die heute wieder entdeckt werden. Am bedeutsamsten scheinen mir die Aufsätze aus dem zweiten Bändchen über das Gewissen. Es werden da in voller Freiheit die Wandlungen der Gewissensinhalte und zugleich die unverrückbare Prägung des christlichen Gewissens aufgezeigt — ein wichtiger Beitrag zur Neubegründung einer christlichen Ethik, wie die Gegenwart sie zu leisten hat. Christliche Gewissensentscheidung ist nach Vilmar „eine einzige, freilich gewaltige Tat der Selbstüberwindung": „Reu und Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium" (Übersch. d. Wiss. 84). Wilhelm Maurer

Friedrich Julius Stahl. Von Gerhard Masur. Berlin, Mittler und Sohn 1930. 344 S. Titelbild. 14, geb. 16.50 M.

Dieses Buch fällt mit seinem Erscheinen in eine Zeit, wo Stahl in Wissenschaft und Politik aufs Neue erhöhte Beachtung zu finden angefangen hat. (Wenn er — um des Sinnes des konservativen Gedankens willen! — nur nicht Mode wird!) Es ist der erste Teil einer umfassend angelegten Biographie dieses in der deutschen Geschichte und Politik so einflußreichen Mannes (1802 bis 1840, Geburt bis zu seiner Berufung nach Berlin). Umfassend angelegt: denn in dem Bande steht fast mehr, als ein einzelner Mensch überhaupt wissen kann; und wenn einer die gesamte Literatur, die fortlaufend in kleinem Druck unter dem Text und darum den Fluß der Darstellung nicht störend angegeben ist, durchstudieren müßte, so möchte er wohl in einem Dezennium nicht fertig werden. ...

Das Buch ist die erste große Darstellung dieses bedeutungsvollen Lebens, das in Theologie und Politik, Philosophie und Jurisprudenz ein nicht zu übersehendes Glied in der großen geschichtlichen Abfolge ist und in all diesen Gebieten auf mehrere Generationen mit bestimmender Eindrücklichkeit gewirkt hat. Es ist „mit Liebe — aber auch nicht ohne Gerechtigkeit" dargeboten auf Grund der zugänglichen Quellen, vor allem auch des handschriftlichen Nachlasses auf der Landesbibliothek Wolfenbüttel. Im Umriß: Ghetto, rabbinische Orthodoxie und Frömmigkeit, die Patriarchengestalt seines Großvaters Uhlfelder, Judenemanzipation. Der Einfluß des klassischen Humanismus des protestantischen Norddeutschland. Die Münchener Akademie: Friedrich Heinrich Jacobi, der Lutheraner Thiersch, der Humanist Niethammer. Taufe 1819 in Erlangen: um „mit den Übrigen, die dieses Glaubens sind, auch äußerlich verbunden zu sein". Schwärmerische spiritualistische Religiosität, Burschenschaft, Romantik, Liberalismus. Hegel, Schelling, historische Rechtsschule, Feuerbach, Möhler, Görres, Döllinger, Rothe usw. Welche politische, philosophische, allgemein kulturelle, kirchliche Wandlung der Zeit, von der er unberührt geblieben wäre! Habilitation, Journalistik, Verfassungskämpfe, Maßregelung. Judentum, Katholizismus, Protestantismus. Erlanger Schule, konfessionelles Luthertum. Kirche.

Größere Arbeiten dieser Zeit vor allem: die „Rechtsphilosophie" und die „Kirchenverfassung", deren Entstehung verfolgt und deren Inhalt ausführlich analysiert wird. Stichworte für die Rechtsphilosophie: Christlicher Staat, Recht und Staat, Volk und Staat, Autorität, Verfassung, Legitimität und Souveränität, Stände, Religion. ... Hinter allem die Idee der freien Persönlichkeit, für welche Freiheit Verantwortung ist und Selbständigkeit Gliedgefühl und Verbundenheit mit dem Ganzen. — Für die Kirche gehören ihm Verfassung und Bekenntnis zusammen, um glaubensleere Verfassung wie verfassungsloses Bekenntnis zu vermeiden; das Episkopalsystem (bischöfliche Verfassung) der protestantischen Orthodoxie ist ihm „das organisch-kirchliche System", wogegen ihm die presbyteriale Verfassung bloß gemeindlichen, nicht auch kirchlichen Charakter zu haben scheint. Strenge Scheidung von Kirchenregiment und weltlichem Regiment! Die Devolutionshypothese der alten Dogmatik, wonach die landesfürstliche Kirchengewalt herzuleiten sei aus dem Übergang des alten Kirchenregiments von den Bischöfen auf die Landesfürsten, wird abgelehnt. Masur deutet den großen Einfluß dieser Gedanken auf die Kirchenpolitik jener Jahre kurz an, ohne ihm weiter nachzugehen (NB. bis in die Theologie der Hessischen Renitenz??). Wo von dem Verhältnis Stahls zu Luther die Rede ist (S. 234), heißt es von Luther (im Anschluß an Meinecke): „Der christliche Staat ist ihm ein Postulat. Der Staat ist nicht christlich, aber er soll verchristlicht werden." Das damit zum Ausdruck gebrachte Anliegen ist so zum mindesten mißverständlich, wenn nicht falsch zum Ausdruck gekommen. So, wie es dasteht, setzt ihm Luther

sein unmißverständliches „Da wird nichts aus!" entgegen. So wie es dasteht, ist es Pseudo-Eschatologie (Verfälschung der Endhoffnung), ist es Säkularisierung des Reiches Gottes.

Ein genaues Register wird uns der zweite Band doch bringen!?

Karl Wessendorft

Henrik Ibsen, Carl August von Sachsen-Weimar, Gotthold Ephraim Lessing. Drei Gedenkreden. Von Hans Weichelt. Marburg, Deutschhausverlag 1931. 73 S. 1 M.

Drei literarische Porträts, bei festlichen Anlässen entstanden, sind hier vereinigt. Ibsen ist gut herausgekommen, Lessings kämpferisches Mannestum mit sichtbarer Liebe gezeichnet, die Perle des schmalen hübsch ausgestatteten Bandes ist jedoch die Rede auf Carl August in seiner naturhaften Großheit und Ursprünglichkeit. Es ist vor allem diese Studie, die dem Bande einen dauernden Wert verleiht, auch die längste, fast 30 Seiten, aus einer starken Liebe zu dem „alten Naturburschen" heraus gestaltet. Aus Freude empfangen, Freude schenkend.

Albert Mühlmeister

Zum Gedächtnis unseres Vaters. Von Hermann und Adele Hesse. Tübingen, Rainer Wunderlich 1930. 82 S. 1.50, geb. 3.50 M.

Ein vornehmes, schlichtes Denkmal setzen hier der Dichter und seine Schwester ihrem 1916 verstorbenen Vater, dem ehemaligen Baseler Missionar und Calwer Verlagsdirektor Johannes Hesse. Der Dichter fügte zwei Stellen, an denen er von seinem Vater „ganz unmittelbar und ohne dichterische Absichten gesprochen", zusammen. Adele Hesse schrieb einen Lebensabriß. Die entscheidende Wendung dieses Lebens — der Entschluß des achtzehnjährigen Arztsohnes, in das Baseler Missionshaus zu gehen — wird durch zwei Briefe des Jünglings verständlich. Dazu drei Bilder des Toten und ein Nachwort des Dichters, der sein Verhältnis zum Vater kurz, aber eindringlich charakterisiert.

Gerhardt Kuhlmann

Fünfzig Jahre Dienst am Recht. Erinnerungen eines Juristen. Von Ebermayer, Oberreichsanwalt a. D. Leipzig, Grethlein und Co. 1930. 304 S. 5.50, geb. 7 M.

Es ist interessant und bedeutsam, in den persönlichen Erinnerungen eines Oberreichsanwalts vom Kapp-Putsch, dem Schicksal Erhardts und der Prinzessin Hohenlohe-Öhringen, vom Republikschutzgesetz, den Verhältnissen um den Tod Rathenaus, von Hindenburg und Ebert als Persönlichkeiten wie von den verschiedenen Entwicklungen und Wandlungen der Strafrechtsreform zu lesen. Zutrauen erweckt aber gerade in der heutigen zerrissenen parteilich unsachlichen Zeit solche Lektüre erst, wenn die Darstellungen so vornehm menschlich-objektiv geschrieben sind wie hier. Die menschliche Grundlage gibt die Zuversicht der Treue. Und so wirkt das Buch wie eine Reinigung der Luft um Verhältnisse und Personen. Bedeutsam sind die Einblicke in die praktische und theoretische Rechtspflege, die das Buch gewährt, und sowohl dem Laien wie dem Juristen werden die Darstellungen der verschiedenen Phasen der Entwicklung der Strafrechtsreform willkommen sein.

Aber wiederum — man lernt den Menschen schätzen, der die Jahrzehnte dieser Zeiten erlebt und erzählt ... und darin liegt doch letztlich dieser Memoiren tiefster Gewinn.

Erich Bockemühl

Frauen zwischen Gestern und Heute. Lebensstücke. Von Johanna Wolff. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1930. 361 S. Geb. 6.50 M.

Die wunderbare Wirkung dieses Buches ist eine rein natürliche und psychologische Angelegenheit. Die Sanftmütigen — die geistlich Armen — sollen das Erdreich besitzen. Nicht das der Materie, sondern eben das der anderen und eigentlichen Wirklichkeit. Die moderne Problematik der Frau und mancherlei Frauenbewegungen ist umgestaltet, aus der Theorie in die Praxis umgesetzt, kurzer Hand verwirklicht! Alles Große ist wahrlich sehr einfach und unkompliziert. Die nebelhafte Trübe unserer Zeitangelegenheiten klärt sich vor diesem Blick des naiven Herzens, vor dieser naiven, schlichten Selbstverständlichkeit.

Die Dinge der Welt aus der Perspektive der Liebe geschaut, aus Menschtum und selbstloser Ehrlichkeit, aus letzter Treue an die Welt: das ist Johanna Wolffs Buch. Lösungen? Die uneheliche Mutter löst die letzten Fragen, indem sie sich behauptet um ihres Kindes willen. Die kleine Frau wächst im Schicksal über sich selbst hinaus und macht das Unmögliche der Verhältnisse mit der Geliebten ihres Mannes möglich. ... Und wo der Humor, der die Dichterin nie verläßt, zur Konsequenz und Evidenz der Gestaltung wird — immer ist Johanna Wolff in der Dichtung echt aus innersten Kräften und tiefstem Licht.

Lösungen? Sie sind immer einzelhaft. Immer ist das Schicksal einzelhaft ... wenn auch typisch. Es gab und gibt immer nur eine Lösung in der Welt — und diese Lösung geschieht immer nur durch die Liebe.

Johanna Wolff ist jung geblieben und nicht weise geworden. Sie hat ihre Beziehungen zu den Dingen und äußeren Verhältnissen des Lebens nicht verloren, aber unausprechbar vertieft.

Erich Bockemühl

Heimatchronik während des Weltkrieges. Von Gertrud Bäumer. Berlin, F. A. Herbig 1930. 224 S. Geb. 6.50 M.

Das Buch bringt einen Auszug der wesentlichen Stücke einer Heimatchronik, die während des Krieges regelmäßig in der „Hilfe" erschienen und monatlich in der von Helene Lange herausgegebenen Zeitschrift „Die Frau" veröffentlicht wurden. Die ersten beiden Jahrgänge sind auch als Sammelband im Verlag de Gruyter, Berlin, erschienen.

Das Wort Heimatchronik will ganz ernst genommen werden. Wer glaubt, in diesem Buch etwas Grausiges zu erleben oder nach einer Manier sucht, in der so viele Kriegsbücher geschrieben sind und noch geschrieben werden, wird enttäuscht sein. Die Heimatchronik ist ein Tagebuch der Ereignisse, die sich im Inneren des Vaterlandes abspielten. Der seelische Hintergrund des Lebens in der Heimat wird in den Berichten lebendig. Das heißt, daß es Gertrud Bäumer verstanden hat, die Umgestaltung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse aus dem Lebenskreise der Frauen zu erfassen. Die Geschichte des großen Krieges ist ja nicht nur eine Geschichte des Mannes an der Front, sondern auch eine solche der Frau in der Heimat. Ein solches Buch hat uns bisher gefehlt. Man lasse sich im Anfang des Lesens nicht enttäuschen durch die äußerste Knappheit des Stiles. Wer sich Mühe macht — und das ist das Feine an diesem Buche, daß man sich wirklich mit ihm beschäftigen muß — dem wird bei aller Kürze der Berichterstattung die ganze Welt der Not und der Opferwilligkeit der Heimat aufgehen. So, wie die Frau und Mutter in ihrer Arbeit nicht an die Öffentlichkeit drängt wie der Mann, wenn er schafft, so steht auch dieser Opfergeist still zwischen den Zeilen dieser Chronik. Man braucht nur einmal auf Seite 27 den einen Satz des Tages, des 6. August 1914, über den weiblichen Briefträger zu lesen, um ein unvergeßliches Bild dieser Zeit wieder vor sich zu sehen, zugleich aber die soziale Frage des Frauenberufes für die Gegenwart gestellt zu bekommen.

Das Schlußkapitel stellt die Frage, ob die Verfasserin nicht besser vom zweiten Kriegsjahr an zwei Tagebücher hätte führen sollen, eins für sie, eins für die Öffentlichkeit.

Jedoch wer die Chronik liest, der spürt, wie ihre Gedanken vom zweiten Kriegsjahr an sich seelisch auseinandersetzen mit Menschen und Dingen, die die „Reinheit des Kriegsgeistes von 1914" verunreinigten. Aber wie es bei Menschen geht, von denen wir Abschied genommen haben, so geht es uns auch mit den Dingen: das Gute wird größer und das Häßliche verschwindet. Daß die Verfasserin das sieht und an das Gute als eine Neugeburt aus all dem Verwesenden glaubt, das macht sie zu Einer, die dem Hoffnungslosen wieder Mut zum Vertrauen schenkt. Das ist das Große an diesen schlichten Aufzeichnungen. Was sie zum Schlusse wünscht, das hat sich bei mir erfüllt: Daß die Leser dieses Buches aus einer Gemeinschaft des Erlebens zu einer Gemeinschaft des Glaubens und der Tat werden. Wir brauchen Menschen, die uns zeigen, wo trotz allem Versagen und Zerbröckeln die Kraft des Guten unter unserem Volke wohnt und daran arbeitet, neues Leben aus dem Geist zu schaffen.

Carl Walther

Gotteserlebnis. Glaubensbekenntnis. Von D. Johannes Bauer. Heidelberg, Evangelischer Verlag 1930. 24 S. 50 Pfg.

Zwei Predigten aus dem Reformationsjubeljahr 1930. Text: Jes. 6, 1—8 und Gal. 5, 1, je mit ausführlich dargebotener Liturgie. Ein wertvoller Aufsatz des Verfassers „Ist das Augsburgische Glaubensbekenntnis nur ein Bekenntnis der lutherischen Kirche?" steht im Augustheft der „Süddeutschen Blätter für Kirche und freies Christentum", die im selben Verlag erscheinen, 1930 Nr. 8.

Karl Wessendorft

Dienst am Volk. Ein Bibelstudium von Lic. Theodor Brandt. Berlin, Furche-Verlag 1930. 141 S. (125 S. und 16 S. Schreibpapieranhang.) 3, geb. 3.50 M.

Die vierte Veröffentlichung in der Reihe der „Bibelstudienbücher" des Furche-Verlags. In elf Wochenabschnitten mit je sieben Untertiteln hat der Leiter der Bibelschule des Deutschen Mädchen-Bibel-Kreises Bibelworte (dem besonderen Thema entsprechend fast ausschließlich aus dem Alten Testament) geordnet und in jeweils anschließenden übersichtlich gegliederten, knappen Meditationen Material zu ihrem Verständnis beigebracht. Der Untertitel „Gott und Volk im Licht der Bibel" umschreibt den Inhalt genauer und erinnert grundsätzlich daran, daß es die Schrift nicht nur mit dem Einzelnen und dann weiter mit der „Menschheit" zu tun hat, sondern den Menschen eben auch als Glied seines Volkes und das Volk selber als Ganzheit angeht.

Karl Wessendorft

Geheiligte Natur- und Lebensanschauung. Von E. Dennert. Leipzig, Adolf Klein 1930. 93 S. 3 M.

Eine edle, feine Schrift, in der der unermüdliche, gedankenreiche und abgeklärte Verfasser seine Gedanken über die vierfache Betrachtung, die wissenschaftliche, die philosophische, die ästhetische und die religiöse in schöner Weise niederlegt.

Artur Neuberg

Religion und Kunst. Von ihrem Wesen und Verhältnis zueinander. Von Johannes Nagel. Hamburg, Selbstverlag 1930. 126 S. 5.80 M.

Die Studie ist eine schlichte gemeinverständliche Entfaltung der mit dem Verhältnis von Religion und Kunst gegebenen Probleme, in die geschickt eine Fülle historischen Materials eingeordnet ist. Die Grundthesen fassen sich zusammen in der Behauptung des Gegensatzes von Kunst als Ausdruck und Darstellung persönlichen Lebens und Religion als Eindruck und Offenbarung überpersönlicher Gewalt. Religion und Kunst werden als zwei irrationale Wirklichkeiten verstanden, aber ihre Konfrontierung (die Irrationalität des „Ganz-Anderen" und die in das Personhaft-Menschliche des Künstlers eingebettete Irrationalität) überzeugt nicht. Denn auch der religiöse Akt kann nichts als Auslösung eigener Möglichkeiten sein, und auch der künstlerische Akt kann Stätte echter Berufung werden, die den Künstler fordert und zerbricht. Indem die Berechtigung der Scheidung zweier irrationaler Sphären überhaupt in Frage gestellt werden muß, ist freilich der Boden verlassen, von dem aus der Verfasser (im Wesentlichen im Sinne von Rudolf Otto) versucht hat die Probleme zu lösen. In der klaren Einführung zu den Problemen liegt das Verdienst der Arbeit. Günter Jacob

Zwischen Frage und Antwort. Gedanken zur Kulturkrise. Von Hermann Herrigel. Berlin, Lambert Schneider 1930. 204 S. 3.80 M.

Indem die Kulturkrise alle Objektivität und Absolutheit der Norm, innerhalb deren sich der Mensch geborgen wußte, zerschlagen hat, hat sie ihn außerhalb der Grenzsicherungen auf den Boden offener Wirklichkeitserfahrung geworfen. Die Erfahrungsgewißheit der in die Endlichkeit gebundenen Existenz (die Gewißheit des Nächsten) ist der Ort der Wende und der Entscheidung. So wird die Kulturkrise als das gesehen, was sie in Wahrheit ist, nämlich als Krise unseres Bildes vom Menschen. In der Krise stehen bedeutet gerade, die Grenzen ins Ungesicherte hin überschritten zu haben und in der gefährdeten Wirklichkeit in die Entscheidung gestellt zu sein.

Es ist deutlich, daß Herrigels Ausführungen sich eng berühren mit den Gedankengängen Grisebachs („Gegenwart"), mit dem er sich auch in einer interessanten, die Schwächen Grisebachs scharf beleuchtenden Abhandlung auseinandersetzt. In Abgrenzung gegen den ethischen und den religiösen Individualismus (Grisebach und Schestow) wird die Frage der Kulturkrise als eine politische Frage, d. h. als Frage der neuen Gemeinschaftsform, in Hinsicht auf die mögliche Antwort geklärt.
Günter Jacob

Reflexionen und Phantasien eines Wahrheitsuchers. Von Elisabeth Izerott. Berlin, Fr. Feddersen 1930. 243 S. 6.50 M.

Für besinnliche Leser eine feine, manches Nachdenkliche enthaltende Schrift: eine gläubig-tiefe, umfassend gebildete Frau setzt sich mit den religiösen Fragen, die sich ihr aus der Bekanntschaft mit den Großen der Religionsgeschichte ergeben haben, persönlich auseinander. Ein erster Teil ist allgemein religiösen Fragen gewidmet, ein zweiter ethischen Problemen zugewandt, worunter z. B. feine Beobachtungen über Sünde in brahmaistischer und christlicher Auffassung oder über stoische und biblische Gedanken Interesse erwecken. Albert Mühlmeister

Die Religion in ihrer dogmatischen und ihrer reinen Form. Versuch einer Grundlegung der Religionsphilosophie. Von Leo Hamburger. München, Ernst Reinhardt 1930. 170 S. Geb. 9.50 M.

Das Vorwort, in dem als Absicht des Buches bezeichnet wird, eine Kritik der Religion hinsichtlich ihrer Fähigkeit wertvoll zu sein zu liefern, d. h. eine „höherwertige" reine Religion als kritisches Prinzip der geschichtlichen Religionen herauszuarbeiten, zeigt schon, in welcher befremdenden Ferne Fragestellung, Methode und Ergebnisse dieser Religionsphilosophie von aller religionspsychologischen und religionsphilosophischen Arbeit der Gegenwart stehen. Die These ist, daß reine Religion als emotionales Verhalten zu einer wirklichen Welt hinsichtlich ihres Wertes, d. h. ihrer Tüchtigkeit Hilfe zu gewähren, einen höheren Rang als die dogmatischen Religionen einnimmt. Die formalistischen Konstruktionen, in denen die reine Religion als Synthesis des emotionalen und intellektuellen Verhaltens entwickelt wird, werden aber durch die religionsgeschichtlichen Einsichten einfach erschüttert. Die rationalistische Basis, von der aus die Religion als Mittel zur Erhaltung des „freudigen Lebensgefühles" im Sinne des „reinen Optimismus" (!) angesehen wird, ist nicht mehr Basis einer möglichen Diskussion. Günter Jacob

Die Grunddogmen des Christentums. Von Robert Jelke. Leipzig, Dörffling und Franke 1929. 148 S. Geb. 8.50 M.

Der Verfasser bietet eine übersichtliche Einführung in die Zentrallehren der Dogmatik (Versöhnung und Trinität) und schickt ihr eine Erörterung über die Methoden des „Glaubensverständnisses der in der Schrift gegebenen lebendigen Offenbarung" voraus. Die Grunddogmen werden so abgehandelt, daß zunächst ihre geschichtliche Entwicklung, dann ihre biblischen Grundlagen dargestellt werden. Von hier aus wird die Auseinandersetzung mit der neueren Dogmatik (die freilich nicht gerade die neueste ist!) getrieben und so zu systematischen Schlußfolgerungen übergegangen. Das dogmengeschichtliche und theologiegeschichtliche Material ist in der für eine Einführung wünschenswerten Breite vorgeführt. Die Behandlung des biblischen Stoffes, z. B. der neutestamentlichen Vorstellungen von der Menschheit und Gottheit Jesu, wird freilich bei dem kritischen Theologen vielfach scharfen Widerspruch hervorrufen, da sie sich ganz in den traditionellen Geleisen abseits der neueren Fragestellungen und der hier gewonnenen Ergebnisse hält. Günter Jacob

The Virgin Birth of Christ. By J. Gresham Machen, D. D. Lit. D. New York und London, Harper and Brothers 1930. 423 S. 5 Dollar.

Dieses Buch hat seine Bedeutung zunächst für Amerika. Sein Verfasser ist der lebendigste, begabteste und gelehrteste Vertreter des Fundamentalismus; wesentlich unter seinem Einfluß hat sich in Princeton die Spaltung des Seminars und die Gründung des neuen, völlig fundamentalistischen Westminster Seminary in Philadelphia vollzogen. Er genießt als Gelehrter das größte Ansehen auch außerhalb seiner Kirche. So ist dieses Buch ein Beitrag zur Theologie des Fundamentalismus, für den die Geschichtlichkeit der Jungfrauengeburt eben von „fundamentaler" Bedeutung ist.

Das Buch ist also nicht voraussetzungslos. Machen lehnt die „naturalistische" Betrachtung der heiligen Geschichte ab, und bekennt mit Artikel 5 der sogenannten Auburn Affirmation: „Es ist eine wesentliche Lehre des Wortes Gottes als Kanon unseres Glaubens, daß unser Herr Jesus Christus seine Macht und seine Liebe zeigte, indem er mächtige Wunder wirkte." Die beiden wesentlichen Wunder sind Auferstehung und Jungfrauengeburt, und mit dem Nachweis ihrer Geschichtlichkeit soll sich zugleich eine wichtige Stütze für die Inspirationslehre ergeben, die den Fundamentalisten nicht weniger wichtig ist, als der alten Orthodoxie. Von diesen Voraussetzungen aus unternimmt es Machen, mit den Mitteln des modernen Historikers die Geschichtlichkeit der Jungfrauengeburt zu erweisen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Erzählung so gut bezeugt ist: „als wir es erwarten würden, wenn wir annehmen, daß sie wahr ist", und daß eine befriedigende Erklärung für sie noch nicht gefunden ist, wenn wir annehmen, daß sie nicht wahr ist. Der Überzeugung, daß sie wahr sei, könne vom Historiker nicht widersprochen werden; und sie erhalte ihre Bestätigung durch den Eindruck des Gesamtbildes Jesu.

Der Wert des Buches liegt in der fleißigen und gründlichen Zusammenstellung des historischen Materials zu dieser Frage; es ist ein eigenartiger Beitrag zur Geschichte der Leben-Jesu-Forschung. Und es zeigt, wie töricht es ist, über den amerikanischen Fundamentalismus mit der Berufung auf seine Seltsamkeiten einfach zu spotten; er ist an rein theologischer Bildung dem amerikanischen Liberalismus keineswegs unterlegen.

Machen ist sich erfreulich klar darüber, daß das Ereignis überhaupt nur als Wunder im strengen Sinn ein Interesse hat; und über die Möglichkeit von Wundern zu streiten ist ein Unding. Der dogmatische Nachweis für die Notwendigkeit dieses Wunders ist bei Machen sehr flüchtig; er genügt aber für den Fundamentalisten, für den das Christentum eben wahre Lehre ist. Um so mehr aber müssen wir von unsern „positiven" Dogmatikern den Nachweis verlangen, daß der Glaube an die Jungfrauengeburt wesentlich ist für unsere fiducia zum verbum Dei. Barth hat ihn zu geben versucht, — nicht eben zu seinem Ruhm. Aber wer kann es besser? *)
Ernst Bizer

Golgatha. Von Pastor J. Lortzing. Paderborn, Schöningh 1930. 32 S. 75 Pfg.

Das Heftchen will „eine Aufklärungsschrift zur Herstellung der deutschen Glaubenseinheit" sein. Luther hat „den Apostel Paulus gründlich mißverstanden". Dafür wird als schriftgemäß eine Sünden- und Gnadenlehre dargeboten, wie sie (ob der evangelische Verfasser das weiß?) unter anderem zu finden ist Trid. sess. V c. 5. Und dann folgt in dem Heftchen „Die katholische Lehre von der Rechtfertigung". Von dem, was Luther sagt über Sünde und Gnade, über Rechtfertigung und Liebe, sind ein paar Stummel übriggeblieben. Was den Katholizismus angeht, so gesteht der Verfasser in einem Nachwort, daß er seiner Sache „nicht ganz sicher war" und sich darum erst bei einem ihm „bekannten katholischen Geistlichen" erkundigte. ... Wem soll damit gedient sein? Und Schöningh druckt so etwas! Ein Beispiel für die Art von Polemik und Irenik, die (leider, leider bei Katholiken und Protestanten!) an die Dimensionen dessen, was zur Verhandlung stehen sollte, nicht herankommt. Karl Wessendorff

---

Vom Sinn des Leibes. Wege zur Wahrheit. Von Wilhelm Stählin. Band 2. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1930. 124 S. Geb. 2.50 M.

Es sind feinsinnige Betrachtungen, ein praktischer Wegweiser, ein neuer Weg, wie der Münsterer Professor Wilhelm Stählin

*) Wir haben das Buch im vorigen Jahre (Nr. 8 Sp. 394) kurz abgelehnt, so war nun hier eine ausführlichere Würdigung willkommen. D H

den Leser zu einem Verständnis „vom Sinn des Leibes" führt. Auch der intellektuell Eingestellte wird in Spannung gehalten. „Die Frage nach dem Sinn des Leibes ist nicht ein Ausschnitt aus der Frage nach dem Sinn des Lebens, sondern eine Form, in der diese Frage anschaulich und drängend wird."

Zunächst zeigt Stählin die ganze Problematik, in welcher der Mensch, die bewußte komplexe Persönlichkeit, die Leib-Seele-Geist-Einheit dem Leib gegenüber steht, und schildert dann im ersten Teil des Buches „die Möglichkeiten": die verschiedenen Gruppen von Menschen, für welche einmal der Leib Mittel zum Zweck und auf der anderen Seite eine ständige Gefahr ist, „eine unaufhörliche Bedrohung, ein Feind, gegen den das äußerste Mißtrauen und die kampfbereite Abwehr geziemt". Von hier aus ergeben sich die zahllosen Bestrebungen der medizinischen, hygienischen, volkswirtschaftlichen Wissenschaften, der Körperkultur, des Sports usw., aber auch die oft so chaotische Betrachtungsweise der Christenheit, welche in ihrer Stellung zum Leib gar so ratlos ist. Das Chaos wird vollendet durch eine Auffassung, daß der Leib „der eigentliche Mensch" sei (das klassische griechische Altertum und die einseitige moderne Körperkultur). „In der Wüste der Sinnlosigkeit wird der Thron des Leibes errichtet." „Der Leib wird selber zum Sinn des Lebens."

Der zweite Teil trägt wieder den Haupttitel: „Der Sinn des Leibes". Er bietet interessante psychologische Betrachtungen. Im dritten „Der Leib als Gleichnis" kommt der Theologe wieder mehr heraus. „Gleichnis", aber nicht „nur" Gleichnis, sondern Offenbarung und Vergegenwärtigung, Hülle und Verhüllung. Bloß von Christus aus ist das Gleichnis zu verstehen, weil Christus, die absolute Realität, das Wort gesprochen hat. Wirklich ernst genommen werden muß alles Leibliche, und nicht nur als „sinnliche Einkleidung eines geistigen Geschehens". Also die Doppelsinnigkeit des Leibes! Aber gerade hier „versinken wir in der Ratlosigkeit der letzten Lebensfrage". Der Leib hat keinen Sinn und keine Würde: „weil das Leben selber sinnlos geworden ist." So fragen wir das Gleichnis des Leibes nach dem Sinn des Lebens und erhalten zwei Antworten statt einer. Leben und Tod sind mächtig an unserem Leib. Die Doppelsinnigkeit, die das letzte Wort des Leibes ist, „ist die Lage und Not des Menschen schlechthin".

Hier hinein fällt nur ein Licht aus der Verkündigung des Evangeliums: „Der Leib in der christlichen Botschaft". Dies ist das Letzte und Höchste, was über den Sinn des Leibes gesagt werden kann. Der Leib als Bekenntnis. Bekenntnis ist nicht in erster Linie „Sache des Intellektes, des Denkens, sondern Gestalt des Lebens, in welcher das Lebensganze zum Zeugnis und Gleichnis geheiligt ist". Darum drängt alles Bekenntnis zur Leibhaftigkeit, und gerade damit ist das Letzte und Entscheidende über den Sinn des Leibes gesagt, daß er ein Bekenntnis sein soll: Nicht Gott und die Seele, sondern immer Gott und der Mensch.

„Alles was über den Sinn des Leibes gesagt worden ist, wird erst von dem Auferstehungsgedanken aus ins rechte Licht gerückt."

Der ganze Aufbau des Buches hat unbedingt einen, im weitesten Sinn für den Christen universal gerichteten Charakter.

Leonhard Müller
Facharzt für Nervenkrankheiten und Psychiatrie

Der internationale Geburtenstreik. Umfang, Ursachen, Wirkungen, Gegenmaßnahmen? Von Ernst Kahn. Frankfurt a. M., Sozietätsverlag 1930. 218 S. 4.80, geb. 6 M.

Vor drei Jahren (1928, 8, 383) haben wir mit Genugtuung die Schrift von Michels „Sittlichkeit in Ziffern?" begrüßt, weil sie die Sicherheit unserer Moralstatistik mit guten Gründen anzweifeln. Es handelte sich dort beispielsweise um das uneheliche Kind. Aber der Wert statistischer Arbeit, mit aller Vorsicht geübt und genützt, bleibt dennoch bestehen. Das vorliegende Buch entrollt in großer Ruhe und unter Vorlegung umfassenden Materials unsere Situation gegenüber dem „Geburtenstreik". Angesichts des eben drohenden Stuttgarter Prozesses eilen wir darauf hinzuweisen. Wer der Wirklichkeit von heute fest ins Auge schauen will, wird dem Verfasser dankbar sein. R

Die Innere Mission als Lebensquelle. Von D. Gustav Entz. Wien, Evangelischer Zentralverein für Innere Mission. 1929. 39 S.

Innere Mission nicht als eine Summe charitativer Veranstaltungen, sondern als kirchliches Wirken überall da, wo die Kirche in Gefahr ist, ihre Substanz zu verlieren. „Ein Reich wird mit denselben Mitteln verteidigt und erhalten, mit denen es gegründet wurde." Karl Wessendorft

Die Furche. Vierteljahrsschrift für die Grundfragen des Lebens und Denkens. Herausgegeben von Professor D. Otto Schmitz in Münster. 16. Jahrgang. 2. Vierteljahrsheft. Jahrespreis 8 M., Einzelheft 2.40 M. Berlin, Furche-Verlag.

Die Zeitschrift bedarf wohl kaum mehr des besonderen Hinweises. Sie will „der deutschen Bildungswelt mithelfen bei der großen Aufgabe zu leben und zu denken vom Evangelium aus". Ihre Beiträge sind dem allgemeinen Verständnis zugänglich. Aus dem Inhalt des zufällig mir vorliegenden Hefts: Über den Unterschied zwischen einem Helden und einem Märtyrer von Vogel. Sinndeutung des Wahnsinns (Grundsätzliches zur Kriegsliteratur) von Wilkens. Rainer Maria Rilke von Dehn. Der theologische Gehalt von Matthias Grünewalds Kruzifixus von Gümbel. Zur religiösen Deutung von Gegenwartskunst von Wiesenhütter. Besonders hervorgehoben seien hier der ohnmächtig erschütternde Bericht eines Ungenannten „Flucht aus Westsibirien", der Zeugenwert für die derzeitigen Zustände in Rußland besitzt, und der Aufsatz über die heutige Jugendbewegung in Italien, der geschichtliches, wesendeutendes und statistisches Material vorlegt. Beigegeben sind dem Heft vier gute Abbildungen von Plastiken (drei altdeutsche zu einem Aufsatz über Gotik und Barlachs Ehrenmal im Dom zu Güstrow). Karl Wessendorft

Unser Christenglaube. Von A. Schowalter. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 157 S. Geb. 4.20 M. In Mengen billiger.

Dieses Konfirmandenbuch will die sonst üblichen kurzen stichwortartigen Leitfaden durch ein Volksbuch ersetzen, das über die Kirche und ihre Geschichte, Taufe, Abendmahl und Liebestätigkeit einen Überblick geben will. Den Anhang bilden wertvolle Bekenntnisse und Geständnisse aus den letzten Jahrhunderten. Wo Mittel vorhanden sind, allen Konfirmanden es in die Hand zu geben, ist dieses Werk wohl am Platze, auch als Geschenk zum Einsegnungstage, als Rüstzeug für den Weltanschauungskampf des heranwachsenden jungen Menschen. Oskar Goehling

Interessantere Predigten

1

Wenn Predigen überhaupt noch einen Sinn hat, dann bedarf es stets erneuter Besinnung auf seine Aufgabe, um nach Inhalt und Form den wechselnden Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden. Das kann auf zweifache Weise geschehen. Man kann einmal deduktiv verfahren; also aus der Lage der Theologie und aus den allgemeinen Zeitverhältnissen heraus kann man Forderungen aufstellen, denen die Predigt zu genügen habe. Dann aber gibt es auch den entgegengesetzten, den induktiven Weg: man geht von anerkannten und erfolgreichen Predigern der Gegenwart aus und untersucht, worin ihre Eigenart beruht, soweit das in der gedruckten Wiedergabe erkennbar ist. Wir wollen den zweiten Weg gehen, gewiß dessen bewußt, daß immer schon in der Auswahl der Prediger sowie in dem Urteil über sie ein deduktives Element steckt, wie überall der Induktion ein solches geheim inne zu wohnen pflegt. Wir ordnen ein paar Predigtbücher, die der Zufall auf dem Schreibtisch vereinigt hat, unter einem bestimmten Gesichtspunkt an: es soll gefragt werden, wie sie sich zu dem bekannten Predigttyp verhalten, wie sie ihm folgen, wie sie sich von ihm entfernen oder gar ihn ganz verlassen. Es wäre eine tiefer reichende Erkenntnis, wenn wir fänden, daß ein Zusammenhang zwischen Inhalt und Form bestehe, daß also traditioneller Inhalt eben solche Form und daß neuartige Gedanken auch neue Formen bedingen.

Der Bericht über den Inhalt der Predigten soll so gehalten werden, daß die Grundstruktur der Predigtrede überhaupt hervortritt: nicht folgen auf theoretische Aussagen praktische Zumutungen, sondern umgekehrt: theoretische Gedanken, und das heißt die Theologie des Predigers, stützen seine praktischen Ziele, die in der Regel zweifacher Art sind, indem sie das Selbstgefühl regeln und das Verhalten bestimmen wollen.

2

Zu den erfolgreichsten Predigern Süddeutschlands gehört ohne Zweifel Paul Klein, wenn ein Merkmal des Erfolges eine stets volle Kirche ist. Der Titel seiner Predigten „Das heilig offenbare Geheimnis"[1]) verrät vielleicht schon etwas von ihrer Eigenart. Die theologische Haltung ist, ja, wie soll man sagen, altmodisch oder hochmodern. Tauler, Luther, Kierkegaard, Blumhardt sind die immer zitierten Gewährsmänner, denen er folgt.

Sehr tief faßt der Prediger das Heil, zu dem er seine Hörer hinführen will. Der Bann der dämonischen Ver-

[1]) Leipzig, A. Klein 1928. 189 S. 5.50, geb. 7 M.

führung soll gebrochen werden; die Christen sollen es sich Ernst sein lassen, würdig der unerhörten Gnadenerweisung zu leben; ihr Ich soll schlackenrein gebrannt und geistverklärt dargestellt werden; entwerden sollen sie und einen erneuten geheiligten Seelengrund gewinnen; ihre Sehnsucht nach dem Leben der Unsterblichkeit wird gestillt; heilige Freude und heilsame Furcht soll sie erfüllen, Ewigkeitsweihe über sie kommen; glückselige Menschen sollen sie sein mitten in der gottverlassenen, verstörten Welt.

Diesem Ziel entspricht der Weg, den der Prediger verkündet, also seine theologische Haltung. Es geht ein ausgesprochener Zug zum heute so stark gepriesenen Objektiven durch die Predigten hindurch. Die Heilsgeschichte in massiver Gestalt von der Menschwerdung an bis zur Himmelfahrt bildet das klare Gerüst seiner Gedankenwelt. Zu ihr kommt noch ein besonderer Einschlag hinzu, über dessen Herkunft kein Zweifel sein kann: nicht bildlich, sondern durchaus real aufgefaßt, schaut überall die Welt übernatürlicher Mächte herein, sowohl die der Dämonen, die diese Welt in ihrem Bann halten, wie die der Engel, die auf Gottes Seite kämpfen. „Am Karfreitag ging eine gewaltige Bewegung auch durch die lichte Engelwelt; von dem Opfertode Jesu gehen Wirkungen aus, die sich unserm Erkennen entziehen, Lichtwirkungen, aufleuchtend mitten in Seelendunkel und Geistesblindheit, ohne die die Menschheit längst versunken wäre." Immer steht die Menschheit im Mittelpunkt, weniger der Einzelne; immer wird metaphysisch, nie historisch oder psychologisch gedacht.

Aber diese Form seiner Predigten! Es muß ein Tropfen fremden Blutes in dem Prediger sein; denn er kann reden, reden, was wir Deutsche im allgemeinen nicht können. Wie flüssig ist die Sprache, wie weiß er den Kehrreim, die Anaphora, die Wiederholung eines Wortes am Anfang mehrerer Sätze, zu handhaben, wie prägnante Formulierungen zu treffen oder bekannte gut zu verwerten, so etwa: Gewesen — genesen! Und dann vor allem: Klein disponiert und kündigt sogar die Disposition an. So heißt es etwa in der Osterpredigt über 1. Kor. 15: „Betrogen, Gebunden, Verloren — diese drei Schicksalsworte dunkeln über unserm Christenleben; sie werden von dem Auferstandenen beseitigt, der Wahrheit, Freiheit und Leben ans Licht bringt." — Man sollte sich von einem solchen Redner wie Klein sagen lassen, daß die geist- und geschmackvoll gestaltete Disposition immer noch die beste Weise ist, Langeweile zu verbannen und der Predigt die so wichtige Nachwirkung zu sichern. Wir scheiden von ihm mit der Erinnerung daran, daß Predigen Reden, Reden heißt, und daß es weniger darauf ankommt, Abhandlungen vorzutragen, wie das auf deutschen Kanzeln die Regel ist, als Reden zu schreiben, die dann wirklich anfassen und nachhaltigen Eindruck machen. Denn Hörer wollen eben hören und nicht abstrakte Verkündigungen gewissermaßen erst in konkretes Leben übersetzen.

Die von Theodor Moldaenke unter dem Titel „Vom freudigen Gehorsam" herausgegebenen Predigten über das Apostolische Glaubensbekenntnis[2]) tragen einen ganz anderen Charakter. Fragen wir wieder, worauf es dem Prediger praktisch ankommt, so treten zwei Hauptgedanken hervor, die in jeder Predigtwirksamkeit vorherrschen müssen. Er nennt das Vertrauen auf Gott: Sich-Bekennen zu dem Kreuz, das die Allmacht Gottes uns auferlegt. Er sieht in dem Kreuze Christi den Schutz gegen all unsere Wehleidigkeit im Leiden, das die Welt über uns bringt. Er nimmt ein schönes altes Wort auf, daß diese Leiden uns an der Welt müde machen sollen. Nichts ist eine größere Erquickung als Vergebung der Sünden. Die tätige Seite am Christenleben kommt aber gleichwohl zu ihrem Recht. Wir sollen unsere Verantwortlichkeit bedenken, die wir für unser ganzes Tun und Treiben haben. Vor der Liebe Gottes in Christus brechen die Ketten, die uns gefangen halten. Heldenmut, Reinheit, Friedfertigkeit kommen von dem Herrn her, der der Geist ist. All diese Gaben werden dem freudigen Gehorsam zu Teil, der die Offenbarung Gottes in Christus annimmt. In ihr hat sich Gott selbst mitgeteilt und damit das tiefste Lebenssehnen der Seele gestillt, zumal, indem er zu Ostern das Leben in dem Auferstandenen siegreich werden ließ.

Um diese praktischen Gedanken gruppiert sich nun des Predigers theologische Gedankenwelt, angeschlossen an seine Auslegung des Glaubensbekenntnisses. Mit scharfer Polemik gegen alle psychologische und historische Ausdeutung der Heilstaten Gottes arbeitet er mit vorsichtiger Kritik die religiösen Grundgedanken in den einzelnen Sätzen des Bekenntnisses heraus. Der Satz von der Jungfrauengeburt gibt ihm Anlaß, von dem Geheimnis der Selbstmitteilung Gottes in dem aus dem Zusammenhang der Sünde gelösten Herrn ein Licht auf seine Mutter und auf alle reine Mutterschaft fallen zu lassen. Himmelfahrt bedeutet, daß Jesus aus dem Schicksal des Menschen, einmalig zu sein, herausgenommen ist.

Das Besondere dieser Predigten ist ihre Einstellung in einen jedesmal dargestellten liturgischen Rahmen, der mit Gebet und Lektion der stets kurz gehaltenen Predigt angepaßt ist. Gibt der behandelte Satz des Bekenntnisses das Thema ab, so fließt die Predigt ohne ausgesprochene Disposition dahin. Der Aufgabe entsprechend trägt die Sprache einen ruhigen, lehrhaften Charakter. Packende Formulierungen und Bilder sind selten.

Eine andere Note haben wieder die Predigten von Johannes Eger: „Gott in Christus"[3]).

Es ist nicht leicht, die Ziele zu bestimmen, die sich der Prediger setzt. Sie sind wesentlich religiöser, rein religiöser Art. Es kommt ihm darauf an, alles von Gott her anschauen und beurteilen zu lehren. Im Blick auf Gott tritt an die Stelle der Angst der Friede, an die des Ego die Liebe. Davon lebt die Seele, daß wir schweigen und er redet. Von Gott her ergeht ein Gericht über uns, aber es kommt auch von ihm die Gnade der Vergebung und Kraft in aller Schwachheit. Die Seele wird still, wenn wir alles von Gott her erwarten und nichts von uns. Darum müssen wir uns diesem Gott öffnen, weil wir immer Empfangende, Beanspruchte und Erkannte Gottes sind. — Gott aber ist in Christus offenbar geworden, in dem historischen Christus; an ihm hangen wir und nicht an einer Christusidee. Hier haben wir das Objektive, die objektive Erlösung, die alle Stimmungen übertrifft. Wer diesen Gott in Christus erlebt, weiß sich geborgen in der Macht eines guten Willens, wodurch er die Not des Menschseins, die Zwiespältigkeit überwindet.

Der Prediger mutet seinen Hörern Etwas zu. So spricht er von der Absolutheit des Christentums, von der Prädestination, von Metaphysik. Er ist überhaupt gut lehrhaft gerichtet. In klarer, schöner Sprache fließen seine Sätze dahin, ohne kenntlich gemachtes Thema und Einteilung. Es gelingt ihm manche glückliche Formulierung, die die Aufmerksamkeit erweckt und behalten wird: „Ohne Haß wird alle Liebe zur Familiensimpelei." „Darin besteht die Vergebung der Sünden, daß der Fluch in Segen verwandelt wird." — Das Überwiegen der Indikative über die Imperative in der praktischen Anwendung, wie es wohl dem Hörerkreis des Predigers entspricht, gibt dem Prediger einen vornehmen ruhigen Charakter.

Das dünne Bändchen „Besinnungen" von Walter Lehmann, Pastor von Borby, enthält zehn Predigten, die nur etwas für Feinschmecker sind[4]). Oder kann man einer gewöhnlichen Gemeinde Ziele setzen und Aufgaben stellen, wie er es tut: „Wir müssen Gottes Ge-

[2]) Berlin, Martin Warneck 1929. 122 S. 5 M.

[3]) Leipzig, Heinsius 1929. 2 Bändchen. Zusammen geb. 9 M.

[4]) Eckernförde, J. C. Schwensen 1927. 69 S.

sang in der Schöpfung, seine unmittelbare Gnadenausstrahlung hören"; oder: „Wir wollen Christen sein, weil wir ohne die große Ehrfurcht und das große Vertrauen nicht leben können"; „Wir wollen leben im Bannkreis des Gottschauens"; „Wir wollen uns in diesen Tagen von Gott küssen lassen und seine Güte einsaugen"; „gegen das seelische Müdewerden". — Natürlich sind auch einfachere Formulierungen zu finden: „Es gilt die Wartezeit auszufüllen mit Beten, Lieben, Dienen"; „Verantwortung und ein frohes reines Gewissen ziemt dem Christen"; „Pflichttreue, Brüderlichkeit, Menschlichkeit, das sind unsere Christenpflichten auf dem sozialen Gebiet." — Diese Ziele und Aufgaben werden von einer sehr feinen mystischen Stimmung getragen und gestützt: „Gott singt in der Schöpfung, in dem Schicksal, in dem wir den fernher rauschenden Gesang vernehmen, aber sein wunderbarstes Lied ist doch der Gottes-Friede, der uns in der Vergebung der Sünden zu Teil wird." Wunderbar fein ist die Herbststimmung eingefangen, die so müde macht; aber das Gebet ist eine Kraftquelle zum Tragen und Handeln. Jesus erscheint daneben als wichtigster Helfer: „er ist beschämend schlicht im Vergleich mit dem komplizierten Paulus"; „die Wunder bedeuten Erlebnismöglichkeiten für fortwirkende geistige Kräfte". „Im Gottgehorsam gewinnt man den Anschluß an die höhere Welt, die nicht dem logischen Sinn, aber der Ahndung als unsere Bestimmung und Erfüllung gewiß wird." Nietzsche und Werfel schmücken das schon an sich feine, fast preziöse Sprachgewand mit kostbaren Zitaten. Man merkt, hier ist ein Eigener, der ohne Zweifel eine auserlesene Hörerschaft von feinster Bildung durch seine Gedanken und durch seine Sprache zu fesseln weiß. Lehmann ist ein Beweis für Predigtmöglichkeiten, die dem gewöhnlichen Predigtbetrieb sehr ferne liegen.

In einem ganz kleinen Bande[5]) gibt auch Balla eine Probe von einer ganz besonderen Predigttätigkeit, die aus jeder Tradition und Gewohnheit herausfällt. Zwar weicht er im Ziele nicht von der allgemeinen Predigtweise ab; aber schon hier fallen eigenartige Ausdrücke wohltuend auf. Er spricht von der Lebenstätigkeit, die nur in dem höchsten Lebenswert, und das ist das Ewige, gefunden werden kann, wie es uns in dem Evangelium Jesu Christi von der Vergebung entgegentritt. „Wir sollen Gott in der Gegenwart dienen, nicht als Mönche, sondern als Menschen, denen Vergebung und ein reines Herz geschenkt ward." „Laßt keinen Tag ohne Gebet vorübergehen" — eine Mahnung, die immer wieder erschallt. „Das Verlangen nach einem Leben, das nicht durch die Gewalten der Sünde und des Leides beherrscht wird, erfüllt sich, wenn Gott dem, der an sich verzweifeln will, aber an Jesus denkt, die Gnade verleiht, seine Sünde zu bereuen." „Völlige Hingabe, wenn das Erleben Gottes mit Macht über uns kommt, erfüllt die Sehnsucht nach einem reinen Leben im Sinne Jesu."

Aber nun diese Begründung und Ausführung! Ohne Thema und Disposition hat sich dem Prediger eine Art von Schema wie von selbst gebildet. Sehr breit setzt er mit einer ausführlichen Schilderung ein; etwa eines Besuches in den Klosterruinen von Paulinzella oder der Geschichte des israelitischen Volkes, die in fast akademischer Weise in drei Perioden zerlegt wird, oder gar einer eingehenden Besprechung von drei Kriegsbüchern. Dann kommt mit einem Male wie aus dem Hinterhalt eine sehr energische erbauliche Attacke, die einen ganz besonderen Punkt, wie etwa das Gebet — „auch im Gehen!" — oder als Lehre des Krieges die Brudergemeinde in Liebe — zum Ziele hat. Auch hier wird wieder geredet, trotz allem, was an den Vertrag erinnert. Immer wieder bricht das persönliche Empfinden und Wollen mit Macht durch, ohne logischen Zusammenhang mit der Umgebung. Kleine Abschnitte zeugen von der lebhaften, wenig um lange theoretische Begründung bekümmerte impressionistischen Art des Predigers. Manche Eindrücke sind unvergeßlich: „Da hat man Monate über Monate, umgeben von lauter Munitionskästen ... in seinem Unterstand gesessen und in die Kerze gestarrt. ... Was soll das alles? Was soll das alles?"

Natürlich spielt bei einer solchen Predigtweise der Text zumeist nur eine dekorative Rolle. Aber was fragt man nach der homiletischen Scholastik, wenn Einer Etwas zu sagen hat, das wie hier viele Gebildete anzieht, die einen Mann hören wollen, der nicht redet wie die homiletischen Schriftgelehrten?

„Du Erde höre! Der Realismus und die Verwirklichung der Christlichen Botschaft." Unter diesem Titel haben wir Reden und Betrachtungen von Alfred Dedo Müller[6]). Im Geist seiner vielgelesenen Schrift „Religion und Alltag" macht D. Müller hier einen Vorstoß in neues homiletisches Gebiet. In einer längeren Einführung bestimmt er die heutige Aufgabe der Predigt in beständiger Auseinandersetzung mit ihren Gegnern und Kritikern, die von einem falschen oberflächlichen Wirklichkeitsbilde ausgehen, dahin: sie soll fern von falschem Bei-sich-selbst-sein-wollen zuerst ein radikales Nein zur Zeit sprechen, ihm dann aber ein ebensolches Ja folgen lassen; und zwar aus der existentiellen Verwurzelung in Gott ein Wort von universalem Charakter (Erde, höre!). In diesem Geiste sind die Reden, Predigten, Vorträge gehalten, die hier vereinigt sind. Kaum ein Beitrag ohne den Anspruch an den modernen Menschen! Aus aller Vergötzung und Verkappung in die angebliche Wirklichkeit der Technik und Naturwissenschaft, der ja nur eine verkappte heidnische Religion zu Grunde liegt, und die nur eine Deutung ist, soll die Menschheit heraus. Sie soll von tiefsten Sinnzusammenhängen, von letzten Lebensgründen und realster Wirklichkeit aus die Welt entwerten und wieder gestalten; Gemeinschaft der Kirchen und Völker, Arbeitsfreude, Weltmission sollen von der Auferstehung Christi her als Neugestaltung der Erde erstehen. — Die Predigten entnehmen den Text der Menge-Bibel; sie sind lehrhaft ohne Pathos gehalten; man meint, ganz moderne Kirchen im Stil der neuen Sachlichkeit zu sehen.

Endlich sei noch ein Band mit predigtähnlichen Reden angefügt, der jedenfalls zum Originellsten gehört, das die neuere homiletische Literatur aufzuweisen hat: „Der Gottheit lebendiges Kleid von Willy Veit. Parallelismus von Natur und Gott[7])." Veit vereinigt 22 Reden, die wohl kaum so gehalten sind, in zwei Abteilungen unter einem beherrschenden Gesichtspunkt: Sohn eines großen Gartenkünstlers hat er die Natur, die freiwachsende, und die im Park gestaltete, von Kind an mit inniger Liebe „erkannt", und findet nun in ihr reichliche Beziehungen zu Gott und zum Christenleben. So wird ihm der nahrhafte Waldboden zur wertvollen Sitte, der Eichbaum zum Bild der Seelenkraft, die Mistel zu dem des Schmarotzertums — alles, wie er sagt, im Geist Jesu, der ähnlich Christliches im Natürlichen wiederfand. Das Kunstwerk des Parkes wird schier unerschöpflich auf das der Seele ausgedeutet. Man kann nicht sagen, daß ein pantheistischer Geist herrsche; es ist Christliches Was im naturhaft-ästhetischen Wie. Muß auch vor Imitation gewarnt werden, so zeigt doch Veit, wie ein aufmerksamer, liebevoller Geist bestrebt ist, das Eine, was not ist, in immer neueren anziehenden Formen anzubieten, dem Prediger und seinen Hörern zur Erfrischung; denn die Unlust an der Langeweile überträgt sich leicht auf die beste eintönige Verkündigung.

[5]) Sechs Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichs 1930. 80 S. 1.80 M.

[6]) Berlin, Furche-Verlag 1930. 6.50, geb. 7.80 M.

[7]) Frankfurt, Englert und Schlosser 1930. 6, geb. 9 M.

3

Was mögen diese und die vielen andern Predigten gewirkt haben und wirken? Ja, wie wirkt überhaupt Predigen? Oder genauer: wie kann, wie könnte es wirken[8])?

Man kann von augenblicklicher und von möglicher Nachwirkung sprechen. Sicher bedeutet die Predigt für Viele weiter nichts als ein gewohntes Stück in einer gewohnten sogenannten Feier, die man eben mitmacht oder erduldet, ohne sich viel dabei zu denken oder zu empfinden. Für Andere bedeutet sie eine geistig-ästhetische Leistung wie ein beliebiger Vortrag auch, den man genießt, den man kritisiert oder eben nur aushält. Tiefer geht schon die Wirkung, wenn der regelmäßige Besuch des Gottesdienstes eine allgemeine Grundstimmung und Haltung schafft, die gewissermaßen ins Unbewußte hinunterreicht und da einen entsprechenden Widerhall herstellt. Selten beschäftigt im Vergleich dazu eine Predigt die Hörer längere Zeit; dann muß sie schon irgendeinen Haken an sich getragen haben, der in den Geist eingriff. Daran fehlt es so häufig. Denn es fehlt zunächst einmal an dem konkret praktischen Zug. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, es könne den Hörern überlassen werden, allgemeine Worte in ihre „konkrete Situation" zu übertragen. Solche hält man sich gern vom Leib, indem man sie verehrt, bestreitet, auf Andere anwendet, oder was der Mensch sonst noch für Künste in dieser Lage anzuwenden liebt. Warum fehlt es den allermeisten Predigten an einem „Pack-Ende", also an einem ganz konkreten Punkt, der sich einprägt, weil er ins Leben hineingreift? Fragen des Taktes, der wechselnden Grundstimmung, lassen sich ohne die Gefahr, in den so verabscheuungswürdigen Rationalismus zu verfallen, behandeln, wenn man entweder von ihnen ausgeht, um allgemeine christliche Gedanken anzuschließen, oder indem man mit solchen beginnt und auf einen Schluß von jener Art hinauskommt; welche dieser Methoden die beste ist, braucht ja nicht gesagt zu werden. Abwechseln, indem man die ganze Fülle der christlichen Ethik, mit Glaubensgedanken unterbaut, im Laufe der Zeit an seine Hörer heranbringt, darauf kommt es an. Man muß Sorge haben, wenn der ernste Eifer unserer Jüngsten nun behauptet, es müsse immer in jeder Predigt Gericht und Gnade, gar in der Gestalt der Rechtfertigungslehre „verkündigt" werden. „Ha, das glaubt mer ja selber nimmer" sagte ein Mitglied eines homiletischen Seminars zu diesem Rezept. Wem die eigenen Gedanken fehlen, greife zu Hilfsmitteln, etwa zu der von Knevels herausgegebenen monatlich erscheinenden Sammlung von Einführungen und Zitaten „Christentum und Leben"[9]).

Und dann die Form. Es hat sich nur teilweise die Vermutung bestätigt, daß altmodische Form und altmodischer Inhalt zusammenhängen. Man kann und man muß von der altmodischen Form etwas lernen, auch wenn man ganz moderne Inhalte zu bieten hat. Jedenfalls muß ein Gedankengang geboten werden, kein impressionistisches Mosaik von Bemerkungen und Eindrücken. Die Konkurrenz der anderen Beredsamkeiten verlangt auch für das Evangelium rednerische Form. Wir sind zu langweilig! Und wir dürfen unsere Trägheit beim Gestalten der Form nicht hinter den Vorwand von der Schlichtheit des Evangeliums verstecken. Die beste Verkündigung des reinsten Evangeliums ist nutzlos, wenn sie Niemand hört. Man muß eben arbeiten, früh anfangen, schlagkräftige Bilder, Kehrreime, eindrucksvolle Formulierungen suchen, die das Wort Gottes nirgends verschmäht. Und mit einem Beispiel zu schließen: Was mußte man langweilige Predigten zur Befreiung des Rheinlandes hören! Es waren religiös gewandte Leitartikel, wie sie in jedem Blättchen standen. Warum kam Niemand auf den Gedanken, eine Verszeile aus einem bekannten vaterländischen Liede: Das Land ist frei und der Morgen tagt! — kehrreimartig zu variieren, so daß es sich mit dem angeschlossenen Inhalt unvergeßlich einprägte? Haben die Propheten, hat Jesus selbst solche einfache Kunst verschmäht?

Marburg Friedrich Niebergall

[8]) Zu dieser Frage vgl. meine „Moderne Predigt", Tübingen 1929.

[9]) Frankfurt, Brönner.

Erschwerung der Freundschaftsarbeit

In den Jahren seit der Stockholmer Konferenz von 1925 haben sich die deutschen evangelischen Kirchen mit wachsender Teilnahme der Freundschaftsarbeit der Kirchen zugewandt. Auch in der kirchlichen Presse hat es seitdem nicht an wohlmeinender Unterstützung der Freundschaftsarbeit gefehlt, wenn auch der Wunsch nach größerer Herzhaftigkeit offen bleibt. Daß manche kirchliche Stellen in dieser Arbeit noch nicht recht heimisch sind, zeigt sich daher noch gelegentlich. So z. B. in der unzweckmäßigen Art, Äußerungen aus der Freundschaftsarbeit zu zitieren. Es erübrigt sich, bei dieser Gelegenheit auf die Art einzugehen, wie im Pfarrerblatt, Nr. 25 und 52 von 1930 Pfarrer Lessing Worte und Verhalten führender Männer der Freundschaftsarbeit in ausländischen Kirchen durch Einschaltung ausgesucht häßlicher Klammern zu verhöhnen für gut findet. Wer schon durch seinen Stil zu erkennen gibt, wie fern ihm die elementaren Voraussetzungen der christlichen Versöhnungsarbeit liegen, kann schwerlich den Anspruch erheben, sachlich gewürdigt zu werden. Zudem weist D. Siegmund-Schultze in der „Eiche" 1931, 1, 109 dem Pfarrer Lessing so grobe sachliche Irrtümer nach, daß eine Auseinandersetzung mit diesem nicht in Frage kommt und man nur bedauern muß, daß das Pfarrerblatt bei einem so empfindlichen Gegenstande nicht für nötig hielt, sich authentische Informationen über die schweren Vorwürfe Lessings zu verschaffen, ehe es die Verantwortung für ihren Abdruck übernahm. In der Reihe derer, die sich von der Freundschaftsarbeit entschlossen fernhalten, steht auch die Luthardtsche Kirchenzeitung, für deren beklagenswertes Verhalten bei der Berichterstattung D. Siegmund-Schultze neuerdings Proben gibt, ebenfalls in der „Eiche", Nr. 1, Seite 8.

Man sieht, daß der Widerstand gegen die Freundschaftsarbeit der Kirchen nicht erloschen ist innerhalb der deutschen Kirchen. Er findet vielleicht an gewissen Zeitstimmungen erneute Kräftigung. Aber die Verantwortlichen treten für Fortsetzung der Freundschaftsarbeit und für ihre Ausbreitung ein. Desto gefährlicher indessen sind die Mißgriffe, die solchen Männern unterlaufen bei dem Bestreben, der Freundschaftsarbeit zu dienen. Es wird daher der Sache nur förderlich sein, wenn solche Versehen eingehender nachgewiesen und erwogen werden.

Im „Evangelischen Deutschland" 1930 Nr. 51 z. B. wird die „Eiche" in einer Weise zitiert, die geeignet ist, die Freundschaftsarbeit zu stören. In der „Eiche" 1930 Nr. 4 hatte nämlich Siegmund-Schultze in einer Umschau über den Stand der Versöhnungsarbeit auf die schweren Fehler hingewiesen, mit denen die kurzsichtige Politik der „Siegerstaaten" diesem Streben Steine in den Weg rollte. Die Allermeisten von denen, die bei uns mit christlicher Verantwortung dem Gange der Politik folgen, werden mit derselben Betrübnis wie Siegmund-Schultze dies Versagen des politischen Taktes, diese Erschwerung der so nötigen Beruhigung empfunden haben. Also an der sachlichen Richtigkeit der Klagen Siegmund-Schultzes wird kaum Jemand bei uns zweifeln können. Etwas Anderes ist es nun, wenn aus dem ganzen Aufsatz solcher Umschau nur dieser Absatz der Kritik am „Versagen der Sieger" abgedruckt wird für einen ganz anderen Leserkreis. Die Wirkung muß dann weithin unerfreulich sein.

Wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe. Wenn ein Mann diese Klagen vorbringt, dessen Lebens-

arbeit beinahe aufging in der Versöhnungsarbeit, so wird auch seine Klage Freundschaftsarbeit sein. Das Kapital an Vertrauen, das er in schweren Mühen für seinen unwandelbaren Versöhnungswillen errungen hat, ist groß genug, daß auch die Christen der kritisierten Staaten die Vorwürfe als ein Freundeswort aufnehmen und bedenken. Werden solche Sätze aber ohne diesen Zusammenhang solchen Lebens und Wirkens Lesern vorgelegt, die ohnehin der Freundschaftsarbeit mit Kühle oder Mißtrauen zusahen, wie das in weiten Kreisen des Kirchenpublikums (sei der nüchterne Ausdruck einmal gewagt) der Fall ist, so kann die Wirkung nur die sein, daß diese sich in ihrer Verhärtung bestärkt sehen. Anstatt von der Versöhnungsarbeit und für sie zu lernen, nehmen sie nun deren Vorkämpfer für ihren eigenen Widerstand als Kronzeugen in ihren Dienst und lassen sich davon vollends im Gewissen beruhigen für ihre Ablehnung aktiver Freundschaftsarbeit: „Wir haben es ja immer gesagt; jetzt sagt ers sogar selber!"

Vielleicht (oder sicher!) war die Absicht des so zweckwidrigen Zitierens gut. Das „Evangelische Deutschland" wollte vielleicht an diesem Zitate zeigen, daß ein Führer der Freundschaftsarbeit nicht so nachgiebig gegenüber dem Auslande sei, wie er mitunter von mißtrauischer Seite verdächtigt wird. Aber es ist schwer begreiflich, wie ein evangelischer Journalismus vom Range des „Evangel. Deutschland" die Psychologie der Öffentlichkeit so falsch beurteilen kann, daß er das notwendige Mißlingen der guten Absicht bei solchem Mittel nicht merkt. Er mußte sich doch sagen: Was da zitiert werden soll, liest fast jeder unserer Leser fast täglich ausführlicher im Leitartikel seiner Zeitung auch ohne uns; wenn wir mit diesen Leitartikeln in eine (übrigens hoffnungslose) Konkurrenz treten, so erreichen wir nur die Abrollung derselben Stimmungsfolgen, denen der Leser bei jenen Leitartikeln stattzugeben gewöhnt ist; wir müssen, wenn wir vom Evangelium her Stellung nehmen und zu solcher Stellungnahme anleiten wollen, die andere Seite zeigen, mindestens in einem sorgfältig abgewogenen Nachwort, das die Aufgabe hat, jene unerwünschten Weichen der Gefühlsbahnen zu sperren. Versäumen wir das, so dienen wir nur dem Fanatismus derer, die gegen den schwer kämpfenden Versöhnungswillen auf jeden Fall Recht behalten wollen, am liebsten mit dessen eigenen Waffen.

Noch einmal: Wenn Zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe. Wer selbst das Äußerste tat für die Versöhnungsarbeit, wer jahrelang unter schweren Opfern ein gar einsamer Rufer war, wie Siegmund-Schultze in den deutschen Gemeinden, der hat das Recht, den Partnern jenseits der Grenzen ihre entsprechende Verantwortung ganz offen vorzuhalten. Er hat dies Recht mit Herzblut erkauft. Was die Leser eines ganz anderen Kreises also erfahren müßten, ist dies: wieviel dazu gehört, bis man als Christ das Recht hat, diese Klagen nachzusprechen. Denn wir sollen ja nicht einfach als Deutsche und als Politiker sprechen (das besorgen die Zeitungen hundertfach), sondern als Christen. Wir wollen dies Recht leicht zu billig haben. Da läge die Aufgabe evangelischer Presse, gerade in unserer so erregten und mit raschem Zorn geladenen Zeit. Diese unsere Zeit spricht in ihren Klagen und Anklagen wohl richtige Gedanken aus. Sie weiß aber nicht, daß die Aufgabe bei der Feststellung eines richtigen Gedankens erst anfängt. Denn nun kommt die Frage: Wer ist reif, ihn zu sagen? Den großen Dienst, die deutsche Öffentlichkeit vor diese entscheidende Frage zu stellen, hat die evangelische Presse bisher versäumt. Und sie wäre die einzige gewesen, die ihn hätte leisten können. Und es wäre ein großer Dienst gewesen. Denn wenn wir alle so innerlich reif wären für die Anklagen gegen die Sieger, so stünde es anders um unser Land und um die Welt. Aber wir wollen die Äpfel unreif und mit unreinen Händen pflücken. Darum verfehlen wir sie. Darum helfen all unsere sehr richtigen Deklamationen über das Unrecht, das an Deutschland geschah, so bitter wenig und verfehlen selbst auf fremde Christen den rechten Eindruck.

Eine Presse also, die solche Beschwerden einfach herausfischt, damit ihre Leser zum so und so vielten Male lesen, was sie schon längst (aber unreif) wissen, verfehlt ihre evangelische Aufgabe. Die fängt da an, wo die der politischen Tagespresse aufhört. Und dieser unersetzliche Dienst an der Freundschaftsarbeit wäre auch unersetzlich großer Dienst am Volke. Die evangelische Presse sollte also der Freundschaftsarbeit sich viel weniger von den politischen Stimmungen ihrer Leser her annehmen, womit sie Niemandem dient und der Freundschaftsarbeit, dem Volke und der Christenheit schadet, sondern vom Evangelium her, je einseitiger, desto besser.

Das „Evang. Deutschland" war nicht das einzige Blatt, das so verkehrt zitierte und damit Mangel an evangelischer Besinnung offenbarte. Das Sonntagsblatt, das der Evangelische Preßverband für die Provinz Sachsen in Halle herausgibt, folgte sogleich in seiner Nr. 1 mit demselben Zitat, wahrscheinlich nicht aus der „Eiche" schöpfend, sondern aus dem „Evang. Deutschland", also aus zweiter Hand. Und mit dem Abstand von der Quelle wächst die Sinnlosigkeit des Zitates. Der Mangel an Instinkt für die Methoden der Freundschaftsarbeit ist in der evangelischen Presse noch groß. Sie hat noch viel zu lernen. Man muß von ihrem guten Willen erhoffen, daß sie nachholt.

Die Innehaltung der rechten Linie in der Freundschaftsarbeit der Kirchen ist auf deutschem Boden überhaupt nicht leicht. Wieweit diese Not auswärtigen Stellen auf die Rechnung zu setzen ist, wurde schon angedeutet. Indessen bleiben für die Richtung der deutschen Freundschaftsarbeit natürlich Deutsche in erster Linie verantwortlich. Es mag heute Mitglieder der deutschen Gruppe des Weltbundes geben, die eine Verschärfung des Tones in nationalen Fragen seitens der deutschen Gruppe erwarten. In guter Meinung — denn man dürfte hoffen, auf diese Art am ehesten in Deutschland in den Gemeinden Vertrauen zu gewinnen und somit der Weltbundarbeit den dringend nötigen Boden im Kirchenvolke zu bereiten. Doch sollte man sich darüber klar sein, daß diese Rechnung schwersten Bedenken begegnet. Denn sie stellt gerade die Möglichkeit in Frage, wie die deutsche Gruppe den evangelischen deutschen Minderheiten außerhalb der Reichsgrenzen wirksame Hilfe bringen könnte. Für Erwirkung solcher Hilfe ist nämlich die Voraussetzung nicht die, daß in Deutschland der Weltbund möglichst lautes Echo findet, sondern die andere, daß der Weltbund einen Ton findet, auf den die auswärtigen Christen und womöglich auch die auswärtigen Regierungen zu hören vermögen. Gewisse nationale Töne tragen aber nur im Lande und bei der darauf eingestellten Minderheit, werden aber von den Stellen gerade nicht aufgenommen, die für die Behandlung der Minderheiten zuständig sind. Bei diesen Stellen erwecken solche Töne im Gegenteil eine gewisse Nervosität: zunächst in der öffentlichen Meinung, sodann unter deren Drucke bei den Verantwortlichen. Die nationalen Erregungen beiderseits verstärken einander wie durch Influenz, und den Schaden hat die Minderheit, die im Kräftefeld der Spannungen den Entladungen ausgesetzt ist. In dem Grade, in dem unsere Weltbundgruppe in den Verdacht geriete, auch sich zum Exponenten dieser Spannungen herzugeben, verlöre sie die Aussicht, daß wenigstens die ruhigeren und gewissenhafteren Vertreter der fremdsprachigen Christen der Nachbarvölker auf sie hören könnten. Mit dieser traurigen, aber einfachen Psychologie der Spannungen muß man rechnen, wenn einem ernstlich an Wirkung gelegen ist. Noch so richtige und noch so berechtigte Beschwerden über ein unseren deutschen Minderheiten getanes Unrecht helfen gar nichts und sind nur Deklamationen, die noch mehr verderben, solange

man den bösen Schein nicht mit allem Ernste meidet, als rede man aus (gerechter, aber allzu billiger) nationaler Gereiztheit, anstatt aus christlicher Besorgtheit um ein noch höheres Gut.

Der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen hat nicht die Aufgabe, in eine Konkurrenz der nationalen Betonung einzutreten, sondern die Aufgabe, wirklich und zweckmäßig zu helfen. Die stattliche Repräsentation nationaler Betonung muß er daher Anderen überlassen, die mit diesem Lorbeer zufrieden sind. Ihm geht es um Reifung von Früchten. Jener Lorbeer war immer wieder für die Eifersucht. Diese Früchte werden Brot des Lebens sein für Viele. Wo sie reifen sollen, geht es leiser zu und bescheidener, gar nicht dekorativ, langsam und mit vielen Schmerzen. Aber dieser Weg hat die Verheißung. Von ihm wird sich der Weltbund nicht ablocken lassen dürfen; der Suggestion noch so einflußreicher Verbände darf er nicht erliegen. Je strenger er sich auf christlichem Gehorsam begrenzt, desto besser wird er seinem Volke dienen. In seinem schlichten Amte wird er mehr Hilfe leisten können, auch und gerade für die bedrängten deutschen evangelischen Brüder rings in der Zerstreuung, als wenn er vorzeitig in Mode und zu Ehren käme. Er gehe nicht den Weg der Ehren, sondern des Kreuzes, und das ist der Weg der Erlösung. Der Weg, den immer nur Wenige (oder einmal einer) gegangen sind — für die Vielen, die ihn verdächtigen.

Apollensdorf Karl Müller

Zu Petersons Übertritt zur römischen Kirche

Nachdem die erste Nummer 1931 der Theologischen Blätter in einer kurzen Notiz den Übertritt des früheren ordentlichen Professors für evangelische Theologie in Bonn Erik Peterson berichtet hat, bringt die zweite Nummer einen Brief Petersons an Karl Barth, in dem er seinen Schritt zu erklären versucht. Barth und der Herausgeber der „Theol. Blätter", K. L. Schmidt, haben dem im Einverständnis mit dem Verfasser veröffentlichten Schriftstück einige einleitende Worte hinzugefügt.

Nach den vielen Konversionen schriftstellernder Damen mit und ohne bekannten Namen ist es hier ein Mann, und zwar ein sehr kluger, geistreicher Kopf, einer der besten Kenner des Urchristentums und des Hellenismus, der diesen Weg geht. Daß es ein Professor der evangelischen Theologie an einer staatlichen Hochschule ist, unterstreicht den Vorgang noch und gibt ihm symptomatische Bedeutung.

Die vorliegende Veröffentlichung erweckt für alle drei Beteiligten weithin Sympathie; sie ist von der Art, wie ernste Männer bei gegenseitiger persönlicher Hochachtung sachliche Differenzen austragen. Das Dokument Petersons ist geradezu erschütternd. Für den, der Peterson in seiner Lehrtätigkeit gekannt hat, ist es allerdings nicht überraschend, denn der war Zeuge seiner schweren inneren Kämpfe. Peterson dachte aus einer Naturveranlagung heraus stark juridisch und mußte deshalb die doch tatsächlich im Neuen Testament und in der Urkirche vorliegenden Ansatzpunkte für „katholische" Entwicklungen auch so deuten. Daß er schließlich seiner inneren Überzeugung auch äußerlich folgte, das wird ihm kein ernster Mensch verdenken. Wohl aber könnte man ihm vielleicht den Vorwurf machen, daß er, der sich wirklich in Sehnsucht nach der „Kirche" verzehrte, die im Protestantismus der Gegenwart (im deutschen wie im ausländischen) liegenden Möglichkeiten nicht gesehen, geschweige denn ausgenutzt hat. Er war zu sehr bloß Theoretiker. Wie fast alle hochbegabten Menschen war er einseitig. Darum ist er an der ihm gestellten Aufgabe, ein junges Theologengeschlecht heranzubilden, das die von ihm erkannten Schäden beseitigen helfen könnte, zerbrochen — sie hätte ihn halten sollen, aber gerade sie gab ihm den letzten Stoß.

Anderseits ist auch die weitere protestantische und theologische Öffentlichkeit nicht unschuldig an seinem Schritt. Wie sehr litt er unter der Mißachtung, mit der man seinen Äußerungen begegnete und seine Schriften totzuschweigen suchte! Darüber konnte ihm die vornehme und freundliche Haltung, die seine Fakultät ihm gegenüber stets eingenommen hat, nicht weghelfen. Auch wir Protestanten haben es nötig, uns in solchen extremen Fällen wieder darauf zu besinnen, was wir gerade als Protestanten der ehrlichen Überzeugung des Nächsten schuldig sind.

Vor allem aber ist Petersons Schritt ein Symptom für eine tiefe Not inmitten unserer evangelischen Kreise. Es ist die Not um die Gemeinschaft (κοινωνία), die hier ihren S. O. S.-Ruf hinaussendet in das Dunkel. Wer klar sieht, erkennt die Lage! Wir Evangelischen von heute treiben zwischen dem zwar christlichen, aber doch mit fast dämonischer Jurisprudenz verklausulierten System der römischen Kirche und dem kommenden Staat des Ostens, der nicht nur nicht mehr religiös neutral ist, sondern der Gott den offenen Krieg erklärt hat, einher; wir sind von der Zermalmung (nicht nur unsers äußeren Kirchenkörpers, das wäre das Wenigste!) bedroht. Wo ist der neue Bund Gottes mit den Menschen, die wahre Kirche Jesu Christi, die uns sammelt und für deren Fahnen wir kämpfen können? Wir wissen, sie ist „hier und dort", auch in der Welt der evangelischen Kirchen. Man ruft nach ihr — aber man sieht sie noch nicht; nur hier und da erhebt sich eine wegweisende Stimme. Und in diesem Sinne hat die Erklärung, mit der K. Barth und K. L. Schmidt den Brief Petersons einleiten, etwas ungemein Tröstliches: „wir können diesen seinen Schritt materiell nur als Irrtum und Abfall von der einen wahren katholischen Kirche verstehen." Hunderte aus der jungen Theologengeneration, Tausende von schlichten Christen bitten die Unterzeichner aus ganzem Herzen: Helfen Sie uns in unserer Not! Zeigen Sie uns den Weg zur einen wahren katholischen Kirche!

Godesberg Dr. Paula Schaefer

Der liebe Gott im Negerspiel

Haben Sie schon die „Green Pastures" gesehen? So fragt Jeder Jeden in New York. Seit Februar 1930 spielen sie es alle Abende im Mannsfied-Theater — vor ausverkauftem Haus. „Er weidet mich auf grüner Aue", merkwürdiger Titel in diesem steinernen Manhattan, wo babylonische Türme aus Stahl und Beton eine phantastische Urweltlandschaft bilden, Würfel auf Würfel getürmt aus dem Baukasten von Giganten — über alles menschliche Maß.

Der Verfasser sagt in seiner Vorrede: „Auf grüner Aue" ist ein Versuch, gewisse Anschauungen einer lebendigen Religion so darzustellen, wie der Gläubige sie sieht. ... Es ist die Religion von Tausenden von Negern drunten im Süden.

Mit unstillbarem geistigem Hunger und tiefster Demut haben diese ungelehrten schwarzen Christen den Inhalt der Bibel zum Inhalt ihres Lebens gemacht.

Ohne die Bürde einer theologischen Schulung betrachten sie die Bibel als eine Chronik wunderbarer Begebenheiten, die einfachen Leuten — die ihnen selbst ähnlich waren — widerfuhren. Einige Gestalten wie Hezdrel und Zeba sind „Apokryphen des Verfassers", aber sie sind lebendig „im Geiste der alten Negerpfarrer, deren kindlich-innigen Glauben er in dieses Spiel zu übersetzen sucht".

Der Vorhang geht auf. Eine Sonntagsschule in New Orleans. Der Lehrer liest aus dem 1. Buch Mose. Dann erklärt er, wirklich „unbeschwert von theologischen Kenntnissen", und voller Eifer malen sich die braunen Kinder aus, wie das war, als nur der Himmel und nichts, gar nichts sonst existierte. ... Was die Engel denn Gutes zu essen bekamen! Sicherlich gebratene Fische. ... Und wie sah der liebe Gott aus! Gewiß wie der ehrwürdige Pfarrer Dubois in New Orleans. ...

Und nun rollt Bild um Bild das Geschehen der Bibel ab, wie es sich der Phantasie dieser Kinder des Südens darstellt.

Braune Engel gehen singend auf und ab, andere bereiten Fische zu, und die kleinen Engelskinder erhalten Diplome für regelmäßigen Besuch der Sonntagsschule. In dies fröhliche Gesumme und Gewimmel tritt mit erhobenen Händen der Erzengel Gabriel, und ein Schreck fährt uns ins Herz: „Gang-away for the Lord God Zebaoth!"

Und da ist er, und sieht wirklich aus, wie der Pfarrer Dubois: mit schwarzem Gehrock und schneeweißem Haupthaar, gewaltig und doch menschlich nah und vertraut. (Der Schauspieler, der den Herrn darstellt, ist der Sohn einer Sklavenfamilie, die nach dem Norden, nach Canada entflohen war. Er spielt sonst Shakespearerollen und arbeitet für die Erziehung der dunklen Rasse.) Er schafft Sonne und Mond durch sein Wort, und ein Schauer durchläuft uns, als er nach der neugeschaffenen Erde die Hand ausstreckt: Let there be man! Jedesmal, wenn der Vorhang fällt, stimmt der Chor eines der geistlichen Lieder an, die Keiner vergißt, der sie einmal gehört hat. Man denkt unwillkürlich an die Arbeit auf den Plantagen des Südens dabei: die Weite und unendliche Traurigkeit großer Ebenen ist in ihnen, der Wind, der das Lied weiterträgt zu einer anderen Gruppe — immer wieder werden Text und Melodie aufgenommen „Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe, Anfang und Mitte und Ende stets dasselbe" — und die Glaubensinnigkeit eines leidenden Volkes, dem das Schicksal des Volkes Israel nicht nur Symbol wird für das Schicksal des eigenen Volkes, sondern geradezu verschmilzt mit dem eigenen, so daß Abraham Lincoln und der Erzvater Abraham fast ein und dieselbe Person werden.

Eines der schönsten Bilder ist das Erwachen des neugeschaffenen Adam. Das ist wirklich der erste Mensch, aus brauner Erde geknetet zuerst noch starr und blicklos, dann langsam zum Leben erwachend unter dem milden Lächeln Gottes. Der dann mit schmerzlich gespannten Zügen zu begreifen sucht. Der wunderschöne Adam Michelangelos hat mich nicht so ergriffen wie dieser Adam in Trikot und blauer Arbeiterhose. Mit scheuer Bewegung ergreift Eva seine Hand. Und der Chor fällt ein mit einem Lied, dessen dunkle Verhaltenheit und wilder Jubel etwas ahnen lassen von dem Schicksal dieser Menschen auf der Erde.

Wieder kommt Gott auf die Erde, um nach seiner Schöpfung zu sehen. Aber das Dichten und Trachten der Menschen ist böse. Kain der Sechste, ein Nachkomme des ersten Mörders, erschießt seinen Nebenbuhler, Zeba erzürnt den Herrn durch ihr freches Benehmen, Trunkenheit, Würfelspiel und Lästerreden — so findet er die Menschen wieder, die er nach seinem Bilde geschaffen hat. Noah, der mit Gesangbuch und Zylinder aus der Kirche kommt, lädt den Fremden in sein Haus. Dieser gibt sich zu erkennen und zeichnet ihm den Plan zur Arche auf ein Blatt seines Notizbuches: es scheint alles so natürlich, es kann gar nicht anders sein. Noah und seine Söhne zimmern die Arche, verspottet von müßigen Gaffern aus der Stadt. Der große Regen beginnt — sie spannen lachend die Schirme auf. ...

Und so geht Bild um Bild das Geschehen des Alten Testaments vorbei. Wie gut haben diese Negersklaven es verstanden: Schuld und Strafe, und wieder neue Schuld. ...

Gott ist einsam in seinem Himmel. Die Engel verstehen nicht, warum der Herr soviel Wesens macht mit seiner Erde, anstatt sie zu zerstören. Sie kennen keine Sehnsucht, denn sie wissen nicht, was Liebe ist. Sie kennen keine Sünde, darum wissen sie nicht, was Gnade ist. Gott sendet Moses. Bunt, ganz Märchenbuch ist der Hof Pharaos: alte Uniformen der Kolonialtruppen und phantastische Pracht eines erträumten Orients. Moses und Aaron aber sind nicht mehr die schlichten Hirten. Sie sind Pioniere aus dem Westen, Cowboys in Schlapphut und Lederhose, keck und entschlossen. Und mit großartiger Wucht intoniert der Chor das berühmte Lied „Geh hinab, Moses". (Es war kein Zufall, daß zur Feier von Lincolns Geburtstag am 12. Februar im Congregational-Church-Club ein Negerbariton dieses Lied sang, denn sie beziehen dieses Ereignis ganz auf die Befreiung ihres Volkes aus der Sklaverei.)

Als Israel dient in Aegyptenland,
Bedrückt von Pharaonenhand: Gib mein Volk frei!

Geh hinab, Moses, so spricht mein Gott,
Geh hinab, Moses, künde mein Gebot: Gib mein Volk frei!

Als Bühnenbild ist die Wüstenwanderung wohl das geschlossenste und beste. Sand, gelber Sand, die langsame Bewegung des Volkes, das müde und mühsam seinen Weg geht, eine schwermütige Melodie auf den Lippen. Moses bleibt allein zurück. Gott holt seinen Diener heim: Come on, old man!

Wieder Sünde und Ungehorsam. An einem reservierten Tisch in einer Kneipe zecht der König von Babylon mit einer Schar Dirnen, umgeben von lärmendem Publikum. Der Prophet wird getötet, der Hohepriester verspottet. Gott wendet sich ab von der Menschheit. Mehr als alle Worte enthüllt diese Szene die groteske Traurigkeit eines Daseins, das die Verbindung mit Gott und damit allen Sinn verloren hat: dieser Wirtshaustisch mit dem rotkarierten Tischtuch und dem Schild darauf: „Reserviert für den König von Babylon."

Gott ist einsam in seinem Himmel. Er sitzt in seinem „Büro" und schreibt. (Solch ein Büro hat der braune Plantagenarbeiter wohl einmal mit Scheu und Zittern betreten — da sitzt der weiße Herr und schreibt.) Einen großen altmodischen Schreibtisch hat er mit vielen Schubladen und dicke Bücher. (My Lord, 's a-writing all the Time „Der Herr mein Gott schreibt allezeit" beginnt charakteristischerweise eine dieser Negerhymnen. Er führt Buch über die Taten der Menschen bis zum Jüngsten Gericht.) Gabriel meldet die „Delegation". Abraham, Isaak und Jakob und der Prophet Hosea erscheinen „seit mehreren hundert Jahren" täglich vor dem Herrn, um für ihr sündiges Volk um Gnade zu bitten. Der Herr bleibt fest und entläßt sie kurz. „Good morning, gentlemen." Und die vier gentlemen mit den Patriarchenbärten und den wallenden Gewändern verneigen sich stumm und gehen.

Gedankenvoll bleibt der Herr zurück. Diese anhaltende demütige Bitte der Patriarchen, der merkwürdige Gedanke dieses unheimlichen Hosea — Gnade —. Sollte Gott selbst leiden müssen, um sein verlorenes Volk wiederzugewinnen?

Im Glanze seines Himmels, umgeben von dem festlichen Gewimmel der Engel läßt ihn die Frage nicht los: Sollte Gott selbst leiden müssen? Der Schrei des Propheten um Hilfe und Erlösung dringt von der Erde herauf. Und Gott antwortet: Ja.

Ein Chor: „Halleluja, König Jesus, Gott der Gnade, Gott der Liebe" beschließt das Spiel. ... Hier ist mehr als ein „Broadway success", ein Theatererfolg, von dem die Zeitungen berichten. In England wurde das Spiel verboten. Vielleicht könnte man es auch in Europa nicht verstehen ohne den Hintergrund der Rassenfrage (hier ist wirklich ein Rassenproblem, die deutsche Judenfrage ist die reinste Spielerei dagegen). Vielleicht würden unsere Landsleute lachen, wenn Gott Noah eine 10 Cts-Zigarre anbietet, oder ihm, als dem alten Schiffskapitän, erlaubt, hie und da einen Wisky zu trinken. Die braunen und weißen Zuhörer hier haben auch gelacht, aber die ernste Grundstimmung war immer fühlbar, betont durch die geistlichen Lieder nach jedem Bild. Und die anthropomorphe Gottesschilderung, so anfechtbar sie auch sein mag, läßt doch das Eine klar zu Tage treten: die Entwicklung des Alten Testamentes auf Christus hin, die Vollendung des Alten Bundes durch die Erscheinung der Gnade in Jesu Christo.

Hartford, Conn. Marie Frick

Wöchentliche Chronik

Der Ökumenische Rat für praktisches Christentum hat die Kirchen zur Einberufung nationaler Studienkonferenzen über die Arbeitslosigkeit aufgefordert. Der amerikanische Kirchenbund hielt in Washington Ende Januar eine solche Konferenz ab; die Forschungskommission des nationalen Rates der englischen Kirchen tritt im Februar zusammen und bereitet eine größere Konferenz über Arbeitslosigkeit im Herbst vor. Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß und andere festländische Kirchen haben die Einberufung von Studienkonferenzen ins Auge gefaßt. EPD

Auf parlamentarische Anregung hin hat die Preußische Regierung die Kirchen befragt, ob Verlegung des Bußtages von Mittwoch auf Sonntag möglich sei: alle haben abgelehnt.

Die „Kreuzschar" wird als eigener Verband neben den katholischen Jugendverbänden und den Windhorstbünden organisiert und erstreckt sich lediglich auf Oberschlesien.

Die Nachricht von der Gründung eines Katholikenausschusses innerhalb der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion wird vom Völkischen Beobachter als „von Anfang bis Ende frei erfunden" bezeichnet. DEK

Eine vom Hochschulring deutscher Art, der „Deutschen Studentenschaft" und den Nationalsozialisten einberufene Studentenversammlung in Halle protestierte gegen die Berufung von D. Dehn nach Halle; er sei als Pazifist abzulehnen. — Zu der Berufung Dehns nach Halle schreibt AELKZ 6: „Nach den Vorgängen auf dem letzten evangelischen Kirchentag, wo der religiöse Sozialismus eine unerfreuliche Rolle spielte, erscheint uns diese Berufung fast als eine Brüskierung der Kirche." — Der Hallische Senat hat den Nationalsozialistischen Studentenbund bis auf Weiteres verboten; sein Beschluß (der auch das inkriminierte Flugblatt wiedergibt) u. a. im „Kampf" Nr. 11. 27 Heidelberger Professoren haben den D. Dehn eine Ehrenerklärung überreicht.

Die Kirchengemeinde Niederschönhausen hat mit Hilfe einer von der Reichswehr zur Verfügung gestellten Feldküche, die auch von Reichswehrsoldaten bedient wird, eine Speisung von Hilfsbedürftigen eingerichtet.

Die Weiterführung des Schneiderschen Kirchlichen Jahrbuches wurde dem bisherigen Sozialpfarrer für Berlin Lic. Sasse übertragen.

Die Führerin von Neuland Guida Diehl in Eisenach hat sich dem Nationalsozialismus angeschlossen. Staatsminister Frick verordnete: „Die Bestrebungen Neulands verdienen jede Förderung." NEKZ 8

Die Kirchenvertretung Markneukirchen hatte in einer Eingabe an die Sächsische Landessynode gefordert, daß sich die Synode unter Betonung des Gemeinsamen gegenüber dem Trennenden für die völlige Gleichberechtigung der verschiedenen Ausprägungen evangelischer Frömmigkeit einsetze, und darauf den Bescheid erhalten, daß die Gleichberechtigung der verschiedenen Ausprägungen echt evangelischen Christentums eine Selbstverständlichkeit sei, daß aber Ausprägungen eines „Christentums", das den Glauben der Väter verleugnet und sich in hellen Gegensatz zu Schrift und Bekenntnis stellt, nicht als völlig gleichberechtigt anerkannt werden könne. Die Evangelische Kirche sei kein Verein, bei dem beliebig Satzungsänderungen vorgenommen werden könnten, sondern eine Stiftung, die an den Willen ihres Stifters gebunden bleibt. FrVolksk 4

Der Anhaltische Landeskirchentag beschloß Einführung des neuen mit Provinz Sachsen gemeinsamen Gesangbuches, Übertragung einer Pfarrstellenbesetzung an den Landeskirchenrat, wenn sich nur ein Bewerber bei Gemeindewahl gemeldet habe, und ein Gesetz, wonach Kandidaten erst ein Jahr nach bestandenem Examen als Pfarrer angestellt werden können.

Die Lippische Landessynode hat die neue Kirchenverfassung angenommen, nach der die Landessynode Träger der Kirchengewalt ist: 24 Mitglieder, 5 Superintendenten, 4 reformierte Pfarrer, 15 Nichtpfarrer; von den drei Mitgliedern des Vorstandes muß eins lutherisch sein. Organe der Kirche sind der Landeskirchenrat (bestehend aus Synodalvorstand, Landeskirchenamt und einem siebenten von der Synode gewählten Ältesten; Vorsitzender der Landessuperintendent), das Landeskirchenamt, der Landessuperintendent, das kirchliche Verwaltungsgericht und das kirchliche Strafgericht.

Der Württembergische Landeskirchentag hat die Änderung des Kirchenbuches (drei Typen der Gottesdienstord-

nung, viele neue Gebete, allgemein verbindliche Einführung) einstimmig angenommen, einen Antrag auf Einfügung des Apostolikums in die Sonntagsliturgie abgelehnt.

Ein Erlaß des Württembergischen Oberkirchenrats an die Geistlichen zu deren Verhalten gegenüber politischen Bestrebungen stellt fest, daß die Kirche als Trägerin der Verkündigung des Evangeliums an alle Menschen parteipolitisch neutral ist, daß aber die Möglichkeit für die Pfarrer bestehe, sich als Staatsbürger gedrungen zu fühlen, außerhalb ihres Amtes im Sinne einer bestimmten Partei tätig zu sein; sie werden angehalten, dann zu beachten, daß auch im politischen Streite Wahrheit und Gerechtigkeit gewahrt bleibe und die Kirche keinen Schaden leide.

Im nationalsozialistischen „Stürmer" 9 vom 26. 2. erschien folgende Aufforderung: „Achtung! Wer kann Auskunft geben über die Abstammung des Kirchenpräsidenten D. Dr. Veit?" Daraufhin richteten die Pfarramtsvorstände der Nürnberger Gemeinden usw. an die Landesleitung der NSDAP eine gegen die grobe Verunglimpfung protestierende Anfrage.

Für Pfarrer Eckert fand in Mannheim eine Massenkundgebung statt: Mannheimer „Volksstimme" 50 vom 20. 2. Die Religiösen Sozialisten Badens erließen folgende öffentliche Erklärung: „An unsere badischen Freunde! Die vorläufige Amtsenthebung von Pfarrer Eckert ist ein Schlag gegen die religiös-sozialistische Bewegung in Baden. Im Augenblick, wo der badische Kirchenpräsident die schwarz-weiß-rote Fahne zeigt, verbietet er Pfarrer Eckert, in politischen Versammlungen zu sprechen. Seit Jahren verfolgen wir das für unsere Kirche unglückselige Verhalten des Kirchenpräsidenten. Alle seinem Amt gegebenen Machtmittel benützt er, die religiös-sozialistische Bewegung niederzuhalten. Gemeinden mit religiös-sozialistischer Mehrheit können ihr Wahlrecht nicht ausüben, Pfarrer religiös-sozialistischer Richtung außerhalb Badens dürfen nicht in den badischen Kirchendienst eintreten, in Städten mit mehreren Pfarrern werden die religiös-sozialistischen Minderheiten unberücksichtigt gelassen, ja es wurde sogar ein Pfarrer, der die Mehrheit der in einem Wahlgange abgegebenen Stimmen erhalten hatte, aus der Liste der badischen Pfarrer gestrichen. Blind für die Zeichen der Zeit, vergrößert der Kirchenpräsident noch die Kluft, die sich zwischen der Kirche und der sozialistischen Arbeiterschaft auftut! — Freunde! Die Kirche drängt auf den Entscheidungskampf. Sie soll ihn haben. Der Kampf von Pfarrer Eckert ist unser Kampf. Das demokratische Wahlrecht gibt uns das Mittel, den Kampf innerhalb der Kirche siegreich durchzukämpfen. Geht nicht heraus aus der Kirche! Bis ins letzte badische Dorf muß gekämpft werden um die evangelische Kirche, in der auch die sozialistische Arbeiterschaft Platz hat." — Viel Material zur Sache findet man in Nr. 3 der „Landeskirchlichen Blätter" (Versand: Landeskirchliche Vereinigung, Ortsgruppe Mannheim, Oberpostinspektor Leinert, Bachstraße 2).

Auf Veranlassung der Hervormden Kerk ist in Holland ein Kirchlicher Rat für praktisches Christentum — Vorsitzender Professor Slotemaker de Bruine — mit folgendem Programm begründet worden: 1. Förderung des Gedankens der Zusammenarbeit zwischen den Kirchen, 2. Behandlung von Fragen des sozial-ökumenischen und des sozial-ethischen Lebens, des Verhältnisses zwischen Völkern und Rassen u. dergl., 3. Behandlung von Fragen des Gebietes, auf dem staatliche und kirchlich Arbeit sich berühren, 4. Regelung des Verhältnisses zum Genfer Zentralbüro und zur Associati on Protestante international de Crédit. Epn

Die Januarsynode des Bistums Canterbury beschäftigte sich mit einem Antrag, den Erzbischof zu bitten, Formen für Krankensalbung und Handauflegung festzusetzen. Es wurde beschlossen, dabei auf die moderne therapeutische Psychologie Rücksicht zu nehmen.

Die Gemeinde in Abo ist als dritte evangelische Gemeinde in Finnland von der finnischen Staatskirche anerkannt worden.

In Wolhynien haben 20 000 orthodoxe Christen in 30 Parochien die Union angenommen; der Papst ernannte den Priester M. Czarnieckie zum Bischof in partibus und Visitator der neuen Parochien.

In Athen hat unter Vorsitz von Professor Alivisatos ein panhellenischer Theologenkongreß stattgefunden, dem ein Theologenkongreß aller autokephalen orthodoxen Kirchen folgen soll und der ein weitgehendes soziales Programm aufstellt.

Die Sowjetregierung hat auf Antrag der Gottlosenverbände die Einführung von Bibeln und religiösen Schriften in allen Sprachen und für alle Religionen verboten. Rb 48

In Rußland ist das Erscheinen eines neuen Blattes „Der streitbare Atheismus" angekündigt.

Die kürzlich begründete Vereinigung der christlichen Fundamentalisten Chinas, hauptsächlich Anhänger der China-Inland-Mission, gibt ein Blatt heraus „The China Fundamentalist", das den Modernismus in folgenden drei Sätzen behandelt: 1. Der Modernismus ist nicht Christentum, sondern betrügerisches antichristliches System; 2. Der Modernismus kam aus der Hölle, er entstammt dem Geiste Satans; 3. Wenn man dem Modernismus konsequent folgt, bringt er einen in die Verdammnis. ZMR 2

Ein nordamerikanischer Missionar Dr. Tarboux ist zum Bischof der brasilianischen Methodistenkirche gewählt worden.

Seit Anfang Dezember erscheint in San Paulo in Brasilien ein interkirchliches Blatt „Gazeta Evangelica".

Von Personen. Habilitiert: Pfarrer D. Leonhard Fendt in Berlin für Praktische Theologie ebenda; Pfarrer Lic. Walter Rigg in Stein für Kirchengeschichte in Zürich. Zurückgetreten: der Generalsekretär des Federal Council Dr. Mac Farland. Gestorben: der Assyriologe Professor D. Heinrich Zimmern in Leipzig; Pater Erich Wasmann S. J. in Valkenburg; der Anwalt der Minderheiten Dr. Carl Georg Bruns in Berlin. E St

Verschiedenes

Marburger Vorlesungen SS 1931

Niebergall, Balla, v Soden, Bornhäuser, Bultmann, Wünsch: Sammelvorlesung zur Einführung in das theologische Studium (in der ersten Semesterwoche, 20.—25. April, täglich) — Budde: Genesis (4 stündig) — Bornhäuser: Lehre von der Seelsorge (3); Leidens- und Auferstehungsgeschichte (1) — Hermelink: Dogmengeschichte II (4); Katholische Aktion und protestantische Krisis, Nachkriegszeit (2) — v Soden: Altchristliche Grabbildkunst (1); Reformation und Gegenreformation (4) — Bultmann: Zweiter Korintherbrief (4); Urchristentum und Religionsgeschichte (1) — Balla: Jesaia 1—39 (4); Biblische Theologie des AT (4) — Niebergall: Homiletik (3); Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart (2) — Heiler: Buddhismus (2) — Frick: Systematische Theologie I (4); mit Otto Konvergenz der Typen als theologisches Problem (2), im Anschluß an die Religionsgeschichtliche Sammlung — Günther: Michelangelo, Dürer, Rembrandt (1) — Wünsch: Ethik I (4); Die Soziallehren der Konfessionen (2) — Siegfried: Dogmatik II (4) — Hertzberg: Hebräisch für Anfänger (4); Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes (4) — Maurer: Kirchengeschichte I (4) — Schlier: Synoptiker (4); Geschichte der christlichen Gnosis (1) — Boette: Das religiöse Volkslied (1) — Sippell: Puritanismus und Anglikanismus (1) — Frankenberg: Islamische Ethik (2) — Stephani: Die Kirchenmusik in ihrer geschichtlichen Entwicklung — Rohde: Religion der Römer (2).

Seminare u. dgl.: Sprachkurse Latein I und II, Griechisch I und II (Wyss) — Religionsgeschichtliches Seminar: Absolutheit des Christentums (Heiler) — Arbeitsgemeinschaft: nachbiblisches Judentum (Frankenberg) — Hebräisches Repetitorium (Hertzberg) — Alttestamentliches Seminar: Sehertum und Nabitum (Balla) — Proseminar: Davidgeschichten (Hertzberg) — Neutestamentliches Seminar: Grundbegriffe (Bultmann) — Proseminar: Galater (Schlier) — Kirchengeschichtliches Seminar: Apostolikum (v Soden) — desgl.: Melanchthons Loci (Hermelink) — Proseminar: Augustins Enchiridion (Maurer) — Systematisches Seminar: Bibelfrage (Frick) — desgl.: Problem der Werte in der Ethik (Wünsch) — Proseminar: Schleiermacher und Ritschl (Siegfried) — Katechetisches Seminar (Bornhäuser) — Homiletisches (Niebergall) — Religionspädagogische Übungen (Niebergall) — Kunstgeschichtliche Übungen: Elisabethkirche (Günther) — Übungen für Anfänger: Lektüre der Apostelgeschichte (Bornkamm), des Jakobusbriefs (Kümmel), lutherischer Bekenntnisschriften (Matthes).

Zur Sache Eckert

Der Fall Heidelberg ist für uns erledigt. Es fehlt ihm jedes höhere prinzipielle Interesse. Man kann nur versuchen ihn bald zu vergessen.

Unvergleichlich wichtiger ist der Fall Eckert. Hier handelt es sich um einen Kampf von Macht gegen Macht, und hinter dem Machtkampf stehen Sachen! Man kann nur bedauern, daß der Badische Pfarrerverein, wenn er eiligst eine Kundgebung zu dem Fall für geboten erachtete, sich an ein ganz Nebensächliches hielt: an die Frage der Unbotmäßigkeit Eckerts. Die mag im Lande die Gemüter noch so sehr erregen, ein Problem für unsre deutsche Kirche bedeutet sie nicht. Denn ebenso wie die Pfarrerschaft überall ihren Behörden gern die Ehre gibt, die ihnen gebührt, ebenso gilt für alle das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Apg. 5, 29. 4, 19 f. Daß hier Konflikte drohen, liegt am Tage, und daß die Konflikte, in welche heut unsre Religiösen Sozialisten verwickelt sind, in Baden oder in Thüringen, in dieser Richtung laufen, ebenso. Mit Botmäßigkeit oder Unbotmäßigkeit ist also hier wenig gesagt; es handelt sich viel mehr darum, ob die Kirchenbehörde ein Recht hat, den Mund zu verbieten und den Geist zu dämpfen. Wir möchten heute kein Urteil aussprechen, vielmehr warten wir mit Spannung auf den weiteren Gang des Kampfes. Wenn doch kein bloßer Machtkampf daraus würde, sondern Weisheit und Brüderlichkeit über den Streit mit all seinen unvermeidlichen Fehltritten und Fehlgriffen triumphierte! R

§ 218

Von Stuttgart her wird soeben Jedermann gezwungen zu der schweren Sache Stellung zu nehmen.

Wir können vom religiösen Standpunkte aus den abortus nur verwerfen. Das Wort kommt von oriri „entstehen", es will Etwas entstehen, werden; und mit der Silbe ab sagen wir Nein, es soll nicht entstehen, werden, leben — und töten das werdende, keimende Leben. Mit das Größte, was Gott seinen Menschenkindern auf den Weg gegeben hat, ist die Kraft, zu zeugen, zu gebären, neues Leben, neue Menschheit. Er läßt sie teilnehmen an seiner Schöpfermacht. Staunend, anbetend muß man vor diesem Wunder stehen — und unzählige Väter und Mütter haben das getan und tun es noch heute, wenn ihnen ein Kind geworden ist.

Aber damit ist der § 218 nicht erledigt. Wir sollen vom religiösen Standpunkt den Kampf aufnehmen wider die Unnatur, wider das Unglück, wider das Verbrechen dieser Lebensverneinung. Aber die Not derer, die nun wirklich aus Not dazu greifen, dürfen wir nicht dem Strafrichter anvertrauen. Der Staat darf das nicht. Er vermag ja auch sonst nicht, die christliche Moral mit seinen Mitteln durchzusetzen. Er kennt das Gebot: Du sollst nicht töten! und befiehlt Millionen, zu töten. Er kennt das Gebot: Du sollst nicht stehlen! und macht Tausende durch seine Inflation von Besitzenden zu Bettlern. Er kennt die Bergpredigt, und richtet sein „Recht" auf. Dem Strafrichter müssen die Arme sinken gegenüber dieser Not: sie sind ihm dafür nicht gewachsen.

Das ist keine Lösung. Aber für heute muß es genug sein. R

Kleine Mitteilungen

Die Evangelisch-soziale Schule Spandau-Johannesstift veranstaltet 8.—14. April einen Soziallehrgang für Studenten. Vorträge von Brunstäd, Gerhardt, Böhmer, Hülser, Erdmann, v Dietze, Claussen, v Viebahn. Anmeldungen bis 1. April. Näheres a. a. O.

Zu pädagogischen Tagungen lädt die Gesellschaft für evangelische Pädagogik nach Braunschweig und nach Harzburg ein. Am selben 10. April spricht D. Koepp von Greifswald über „Die Erziehung als Führung und das Evangelium" in Braunschweig, Wilhelmsgarten, um 10, in Harzburg, Kurhaus, um 16 Uhr.

Das Haus der Freunde der Christlichen Welt in Friedrichroda ist seit 1. März wieder geöffnet. Man beachte freundlichst die Beilagen.

In der Ursprungschule (Kloster Ursprung bei Schelklingen, Württenberg) soll die Karwoche nach Berneuchener Art gefeiert werden. Mitglieder und Freunde der Berneuchener Konferenz und Andere, die die Karwoche und Ostertage in der Stille des alten Klosters gemeinsam feiern wollen, sind dazu eingeladen. Liturg der Woche: Pfarrer de Haas. Anmeldungen an ihn: Göttingen Postfach 204.

D. Johannes Müller lädt nach längerer Pause für die Zeit vom 15. bis 27. Juni wieder zu einer Pfarrerzeit nach Schloß Elmau ein. Gegenstand der Aussprache: „Das Reich Gottes als andauernde Möglichkeit der Heimsuchung, Erlösung, Wiederherstellung Gottes und seiner Urheberschaft für alles Werden und Leben der Menschen." Diese Tatsachen und Gesetze, Verhältnisse und Vorgänge sollen dargestellt und besprochen werden. Theologische Teilnehmer erhalten eine 20%ige Ermäßigung der Pensionspreise. Prospekt des Schlosses versendet die Schloßverwaltung Elmau, Post Klais (Oberbayern).

Am 6. März waren es 100 Jahre, daß uns Friedrich von Bodelschwingh geboren wurde. Am 7. April werden es 50 Jahre, daß Johann Hinrich Wichern starb. Unsre Leser kennen die Eigenart der CW, daß sie die Flut der Gedenkartikel nicht schätzt und ungern mehrt. Aber wenn die Werke der Männer davon einen Segen haben, soll sie gesegnet sein. Gedenken soll man schon solcher Väter, stark und innig. Wie dankbar war ich einst als junger Pfarrer in schwerer Amtszeit für Bodelschwinghs Büchlein „Vom Sterben vier seliger Kinder". An das wenigstens will ich hier erinnert haben. R

Versammlungskalender

6.—12. April Freusburger Arbeitsgemeinschaft Freusburg
7.—10. April Theologischer Kursus der Religiösen Sozialisten Caub
8.—14. April Soziallehrgang für Studenten Spandau
9.—14. April Studentenbund für Mission Halle
12. April — 11. Juli Heimvolkshochschule Habertshof
19. April — 2. Mai Laienschulungs-Lehrgang Spandau
26.—28. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Duisburg
26.—31. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien
3.—5. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
15.—27. Juni Pfarrerzeit Schloß Elmau
22.—28. August Versöhnungsbund Lunteren bei Arnhem
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Internationale Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Gemeindeaufbau aus dem Sakrament

ist eine Frage, die gegenwärtig mehr Verständnis findet als noch vor kurzem. Die „Pastoralblätter", die den kirchlichen Strukturfragen seit längerer Zeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, behandeln dieses Thema im März-Heft. Ein Wort zur Gestaltung der Abendmahlsfeiern, das dasselbe Heft veröffentlicht, gehört in den gleichen Zusammenhang. Weiterhin stehen noch immer Fragen des Konfirmandenunterrichts im Vordergrund der Zeitschrift. Das vorliegende Heft behandelt außerdem homiletische Stoffe von Generalsuperintendent D. Zänker-Breslau, Pastor Just, Sienno u. a. für die Sonntage von Palmarum bis Miserikordias Domini. (Verlag C. L. Ungelenk, Dresden-A. 27.)

Eine für unsere ganze Zeit wegweisende Tat!
(Pfr. Benz)

A. G. Gardiner

George Cadbury

Ein Bahnbrecher auf sozialem Gebiet.

Mit 24 Bildern. Leinenband M. 7.20

Ministerialdirektor Kaestner im Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen:

„Was Cadbury geschaffen hat auf dem Gebiete Arbeiterwohlfahrt (allein das immer leuchtende Musterbeispiel der Gartenstadt Bournville), der Schule, die ihm keine „Verschwendung" war, und der Schulbauten, insbesondere aber auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung (Anfänge des Settlements und Woodbrooke), übersteigt noch seine kaufmännische Riesenleistung."

Pr. D. Gustav Benz:

„Dieser Quäker und Industrielle ist einer der großzügigsten und erfolgreichsten Menschenfreunde, sein Lebenswerk entwickelt sich zu einer für unsere ganze Zeit wegweisenden Tat."

Verlangen Sie einen Cadbury-Prospekt von Ihrer Buchhandlung oder vom

Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 12.

Evangelischer Diakonieverein E.V

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege. Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege. Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäß. Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Gemeinde- und Jugendhelferin

gesucht. Ausführliche Bewerbungen erbittet

die Bundeskanzlei des B. D. J. Göttingen, Postfach 204.

Für 20jähriges Mädchen, das schon berufstätig war, suche ich außerhalb Württembergs Stellung als

Haustochter

in feinem Hause, in dem geistige Anregung geboten ist, zur Vervollkommnung im Haushalt. Näh- und etwas Kochkenntnisse vorhanden. — Kleines Taschengeld erwünscht. Voller Familienanschluß. Anfragen an

Frau Pfarrer **Rooschüz, Ludwigsburg** (Württ.).

Suche für meine Tochter, 25 J., Lyz. und Seminar-Bildung, Stenogr., Schreibmasch., beste Zeugn. und Empfehlungen, **Stellung** als Gemeindehelferin, Sekretärin oder rechte Hand des Pfarrers.

August Schwarzkopf, Lederhandlung, Erfurt.

Hausdame.

Suche für meine Schwester, 51 Jahre alt, Tätigkeit in frauenlosem Haushalt (ohne Kinder) oder bei alleinstehender älterer Dame oder in privatem Heim. Westdeutschland bevorzugt Vergütung nach Übereinkunft. Anfragen an Pastor **R. Spieker, Hamburg 20,** Tewessteg 10.

R. G. G., 2. Aufl., Band I—IV in Halbfranz für 180 RM statt für 201 RM zu verkaufen.

Anschriften unter Chiffre **6** beim Verlag dieser Zeitschrift.

PAUL LECHLER

Geschäftserfolg
und
Lebenserfolg

37.—39. Tausend. Kart. M 2.50, Leinen M 4.—

Wir wünschen dem deutschen Volke viele solche Kaufleute, viele solche prächtige Menschen, wie uns aus dem Buche „Geschäftserfolg und Lebenserfolg" entgegentreten. Wir wünschen, daß recht viele im Kampfe des Lebens stehende Kaufleute und andere sich auf dem Grund solcher Prinzipien ihre Erfolge im Geschäft und im Leben aufbauen möchten. Neue Preußische (†) Zeitung, Berlin.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig

Das wertvollste Geschenk für jeden Abiturienten:

Der deutsche Abiturient.

Von **Hermann Binder**, Oberstudiendirektor am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium. 200 Seiten Oktav. In Leinenband M. 5.50

„Der Tag", Berlin, urteilt: Man sollte dieses Buch Schülern, die an der Schwelle des Studiums oder der sonstigen Berufslaufbahn stehen, in die Hand geben. Wer von ihnen noch gesund und unverbildet ist, wird es mit Dank und reichem Gewinn fortlegen, oder er wird vielmehr immer wieder danach greifen. Mit warmer Liebe zur Jugend, mit frischem Humor und feiner Ironie — auch einem Schuß Selbstironie — ist es geschrieben. Naturgemäß ist der Frage der Berufswahl ein breiter Raum gewährt. Nicht nur klug, sondern weise erscheint dieser Jugendführer, wenn er von der geistigen Weiterbildung oder vom Sport, Wandern und Reisen, von der staatsbürgerlichen Selbsterziehung, von Geselligkeit, Familie und Freundschaft und dem Verkehr mit dem anderen Geschlecht spricht.

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Zwei Anthologien
für jung und alt

★

Die moderne Jesusdichtung

Herausgegeben von Karl Röttger. Mit 6 Kunstbeilagen. Ganzl. M. 6.—

Mit erlesenem Geschmack zusammengestellt und aus eigenem religiösem Empfinden erwachsen. Röttgers Name bürgt für den literarischen Maßstab. Nicht nur den Erwachsenen, sondern auch der neuen religiös gerichteten Jugend möchte man das Werk gönnen.

Tägliche Rundschau

★

Die moderne Mariendichtung

Herausgegeben von Erich Bockemühl. Mit 6 Kunstbeil. Gzl. M. 5.—

Eine außerordentlich fruchtbare Sammlung, eine gute, vorbildliche Leistung. Das Buch erweist aufs neue, wie stark die Gegenwart religiös, im engsten und weitesten Sinne des Wortes, bestimmt ist, und läßt hoffen, daß das Gegengewicht gegen die Entseelung immer stärker wird.

Stadtanzeiger für Köln

Leopold Klotz Verlag / Gotha

NEU! **NEU!**

Für Konfirmation und Ostern

Du und die Andern. Ein Jungmädchenbuch. Von Marie Steiger-Lenggenhager. Schön in Lbd. M. 3.30

Eine mütterliche Frau plaudert mit heranwachsenden Mädchen und durch wirklichkeitsnahe Lebenskenntnis und innigstes Verständnis befähigt, zeigt sie den jungen Menschen den rechten Weg zum Sinn des Daseins und zur rechten Lebensfreude.

O Kinderheimat—Wonneland. Fünf farbige Bilder in feinstem Kunstdruck nach Originalen von Meta Löwe. Bildgröße 17 : 28 cm auf dunklen Karton gelegt in Mappe M. 4.40

Zum Gedächtnis der feinsinnigen Malerin der Kinderwelt, Meta Löwe, bringt diese Kunstmappe erstmalig farbige Wiedergaben von Bildern aus deren letzten Lebensjahren.

Wie einen seine Mutter tröstet. Worte und Lieder des Trostes für Trauernde und Angefochtene. Ausgewählt von Dr. Rudolf Burckhardt. Mit 8 Bildern von Prof. Karl Bauer, München. Schön in Leinenband M. 3.—

Für Trauerfälle trostspendende, sinnige und unverwelkliche Gabe. Prosa- und poetische Stücke in feiner Auswahl, dazu die herrlichen ganzseitigen Bilder von Karl Bauer.

Bausteine. Aphorismen und Zitate aus alter und neuerer Zeit gesammelt. Von Prof. Dr. Carl Hilty. 18. Tsd. Taschenformat. Fein in Leinenband M. 2.40

Ein „Büchlein voller Lebensweisheiten, das eigentlich jedes Gebildeten ständiger Begleiter sein sollte" sagt „Volksblatt", Wien.

Walter Loepthien Verlag, Leipzig C 1

Der Sonne Schein jetzt kommt herein

Sechs Postkarten nach Holzschnitten v. Johannes Wohlfart nach dem alten Lied: „Die ganze Welt, Herr Jesu Christ, zu deiner Urständ fröhlich ist."

Preis der Serie —.60 M.
mit und ohne Ostergruß-Eindruck lieferbar.

Des solln wir alle froh sein

Ein Büchlein aus der Osterfreude. Mit 8 Holzschnitten von Johannes Wohlfart zu handgeschriebenen Texten aus den Osterevangelien. Eine Festgabe für alle, ein Zeugnis der Gemeinde.

Preis M. 1.15 einzeln
ab 5 Stück je 1.10, ab **10 Stück je 1.—**, ab 25 Stück je —.98 M.

Aus einem Urteil: . . . aus der Fülle wahrer Osterfreude und gläubiger Ehrfurcht entstanden . . . wirklich gute und zugleich volkstümliche Graphik. Pfr. Dr. Girkon/S.

A. Wallmann Verlag (Abt. C), Leipzig C 1.

Deiner Güte Morgentau

Tägliche Andachten,
ausgewählt von **A. Schloemann**

192 Seiten. 16°. Elegant geb. M. 1.50.
Bisherige Verbreitung 22000 Exemplare

Buchhandlg. Ev. Schriftenverein A.-G.
Karlsruhe

Martin Luther Ein Held des Glaubens

Aus dem Italienischen des Vittorio Machioro
Gebunden vier Mark

Zum Volksbuch des gebildeten Hauses bestimmt wie kein zweites Lutherbuch. Luthers Größe ist genial erfaßt und zwingend dargestellt. Kirchenrat Kübel in der „Christl. Welt"

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. April

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Eugen Salzer Verlages, Heilbronn** bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten.